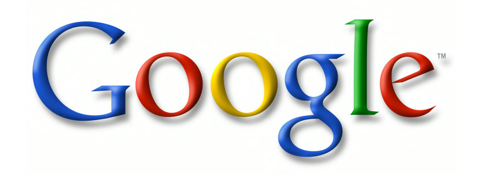
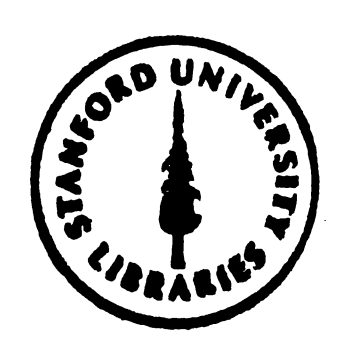
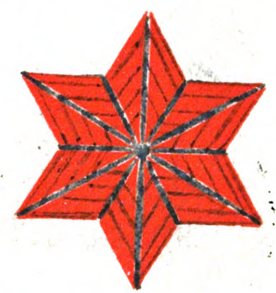






INSEL ALMANACH



AUF DAS GOETHE JAHR 1932

a gift of
Mrs. Francis Williams
1/26/33
née Eleanor H. Stephens



INSEL-ALMANACH

AUF DAS

GOETHEJAHR

1932

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG



KALENDARIUM

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

JANUAR



1 Neujahr ☾
2 Sonnabend

3 Sonntag n. Neujahr
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag ●
9 Sonnabend

10 1. Sonntag n. Ep.

11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag ☽
16 Sonnabend

17 2. Sonntag n. Ep.
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag

22 Freitag
23 Sonnabend ○

24 Septuagesima
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend ☾

31 Sexagesima

FEBRUAR

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend ●

7 Estomihi
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag

12 Freitag
13 Sonnabend

14 Invokavit ☽
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend

21 Reminiszere

22 Montag ○
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Okuli ☾
29 Montag

MÄRZ

1 Dienstag
2 Mittwoch
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 Lätare
7 Montag ●
8 Dienstag
9 Mittwoch
10 Donnerstag
11 Freitag

12 Sonnabend

13 Judika
14 Montag
15 Dienstag ☽
16 Mittwoch
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Palmarum
21 Montag

22 Dienstag ○
23 Mittwoch
24 Gründonnerstag
25 Karfreitag
26 Sonnabend

27 Ostersonntag
28 Ostermontag
29 Dienstag ☾
30 Mittwoch
31 Donnerstag

♉ APRIL

Tag		
1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	Quasimodogeniti	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	●
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	Misericord. Dom.	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	☽
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	Jubilate	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	○
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	Kantate	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	☾
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	

♊ MAI

Tag		
1	Rogate	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Himmelfahrt	●
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Exaudi	
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	☽
14	Sonnabend	
15	Pfingstsonntag	
16	Pfingstmontag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	○
21	Sonnabend	
22	Trinitatis	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	☾
28	Sonnabend	
29	1. Sonntag n. Tr.	
30	Montag	
31	Dienstag	

♋ JUNI

Tag		
1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	●
5	2. Sonntag n. Tr.	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	☽
12	3. Sonntag n. Tr.	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	○
19	4. Sonntag n. Tr.	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	☾
26	5. Sonntag n. Tr.	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

♌ JULI

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	6. Sonnt. n. Tr.	●
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	7. Sonntag n. Tr.	
11	Montag	☽
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	8. Sonnt. n. Tr.	○
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	9. Sonntag n. Tr.	
25	Montag	☾
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	10. Sonntag n. Tr.	

♍ AUGUST

1	Montag	
2	Dienstag	●
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	
7	11. Sonntag n. Tr.	
8	Montag	
9	Dienstag	☽
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	
14	12. Sonntag n. Tr.	
15	Montag	
16	Dienstag	○
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Sonnabend	
21	13. Sonntag n. Tr.	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	☾
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	
28	14. Sonntag n. Tr.	
29	Montag	
30	Dienstag	
31	Mittwoch	●

♎ SEPTEMBER

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Sonnabend	
4	15. Sonntag n. Tr.	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	☽
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	16. Sonntag n. Tr.	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	○
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	17. Sonntag n. Tr.	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	☾
24	Sonnabend	
25	18. Sonntag n. Tr.	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	●

OKTOBER

1 Sonnabend	11 Dienstag	22 Sonnabend ☾
2 19. Sonntag n. Tr.	12 Mittwoch	23 22. Sonntag n. Tr.
3 Montag	13 Donnerstag	24 Montag
4 Dienstag	14 Freitag ○	25 Dienstag
5 Mittwoch	15 Sonnabend	26 Mittwoch
6 Donnerstag ☽	16 21. Sonntag n. Tr.	27 Donnerstag
7 Freitag	17 Montag	28 Freitag
8 Sonnabend	18 Dienstag	29 Sonnabend ●
9 20. Sonntag n. Tr.	19 Mittwoch	30 23. Sonntag n. Tr.
10 Montag	20 Donnerstag	31 Montag
	21 Freitag	

NOVEMBER



1 Dienstag	12 Sonnabend	22 Dienstag
2 Mittwoch	13 25. Sonnt. n. Tr. ○	23 Mittwoch
3 Donnerstag	14 Montag	24 Donnerstag
4 Freitag	15 Dienstag	25 Freitag
5 Sonnabend ☽	16 Bußtag	26 Sonnabend
6 24. Sonntag n. Tr.	17 Donnerstag	27 1. Advent
7 Montag	18 Freitag	28 Montag ●
8 Dienstag	19 Sonnabend	29 Dienstag
9 Mittwoch	20 Totenfest	30 Mittwoch
10 Donnerstag	21 Montag ☾	
11 Freitag		

DEZEMBER



1 Donnerstag	11 3. Advent	22 Donnerstag
2 Freitag	12 Montag	23 Freitag
3 Sonnabend	13 Dienstag ○	24 Sonnabend
4 2. Advent ☽	14 Mittwoch	25 1. Weihnachtstag
5 Montag	15 Donnerstag	26 2. Weihnachtstag
6 Dienstag	16 Freitag	27 Dienstag ●
7 Mittwoch	17 Sonnabend	28 Mittwoch
8 Donnerstag	18 4. Advent	29 Donnerstag
9 Freitag	19 Montag	30 Freitag
10 Sonnabend	20 Dienstag ☾	31 Sonnabend
	21 Mittwoch	



Goethe von G. M. Klauer
(Terrakotta; um 1790)

Es gibt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet – nicht die deutsche Literatur bloß, Deutschland selbst, den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verwirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und in dessen Herzen Deutschland für alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urteil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, solange – Goethe – lebte.

*

Friedrich Wilhelm Schelling am 28. März 1832

FRIEDRICH GUNDOLF

GOETHES KINDHEIT

Wenn Gedenkfeste mehr sein sollen als Geschäft oder Beschäftigung, so müssen sie Gestalten beschwören, die uns zu entschwinden drohen und deren wir noch bedürfen. Jedes Zeitalter bringt außer den neuen Geräten seiner Not auch neue Andachten hervor, um sich zu retten von seinem eigenen Druck oder sich zu betäuben über seine eigenen Öden. Seit der Mensch zum Selbstbewußtsein erwacht ist (oder wie es in der Bibel heißt: seit er sah, daß er nackt war), hat er immer wieder sein eigen Bild verherrlichen wollen und Gott nach seinem Bilde geschaffen. Die Dinge, womit er sich umstellt, hatten den doppelten Sinn, ihn selbst zu erhalten, zu schützen, zu stärken und als Gleichnis, Opfer und Ruf seine Götter zu bannen. Das Wort Erinnerung bewahrt einen Hauch des Schauders, die Angst, daß wir einbüßen, was droben, draußen wandelt, das Verlangen nach dem Entwichenen.

Niemand schien dem Deutschen notwendiger für den eigenen Bestand als Goethe. Kein Name ist seit mehr als hundert Jahren einhelliger und vielfältiger gefeiert, eben erinnert worden als der seine, obgleich viele leidenschaftlicher und ungeduldiger. In seinem langen Leben hat er mehr Saiten zum Schwingen gebracht als unsre mächtigeren Führer, und zwar nicht wie Luther, Friedrich, Bismarck, Schiller, Kant, Beethoven, Mozart und Wagner als der Wegbahner von Gesamtheiten, Stämmen oder Staaten, Schulen oder Parteien, sondern als der leise Bildner unzähliger einzelner. Und kein zweiter hat auf dem gleichen einsamen Weg so viele Einzelseelen aus anderen Völkern dem Deutschtum geweckt und geworben. Viele Gegner, Taube oder Stumpfe, haben ihn wie jeden anderen Gewaltigen begleitet und überlebt, aber bis jetzt war er der gewisseste Besitz unserer Bildung, ein Maß des Rechten und Schönen. Das ist heute vorbei. Ich sage das nicht klagend, doch auch nicht, um Goethe beizusetzen in den ehrwürdigen

Grüften der Historie und unsere Schüler zu entlassen aus seinem Licht. Niemals war Goethe nötiger als heute, da man glaubt seiner entraten zu müssen, weil Staat, Wirtschaft und Kirche, Gesellschaft und Verkehr heftigere Sorgen haben als den Zauber und das Bild und deren größten deutschen Bewahrer. Aus dem Glauben an ein ewiges Menschtum über alle gegenwärtige Hatz und Bürde hinaus rufen wir Goethe, der die Erbschaft der Griechen und Römer, katholische und protestantische, Renaissance- und Barockvermächtnisse eingedeutscht wie kein zweiter. Was aus Homer erschien und mit Nietzsche sich verstieg, das will heut enden: der freie, ganze Mensch .. das wohlgeratene Geistesgewächs, das den Mut hat zum eigenen Dasein und Sosein, hilfreich, edel und gut aus lebendigem Herzen, nicht aus Geboten von Anstalten, Zwecken und Verbänden.

Über die Rebarbarisierung, über das blinde Tosen rechts und links, das Gezappel von Interessengruppen jeder Schicht, deren es immer gab, doch nie so hoffnungslos ohne Gegengewicht getrieben, über die romantische, russische und amerikanische Panik hinweg, über die dürren und die fetten Herden wollen wir den reinen Menschensinn ehren und seinen weisesten Künder: Goethe – einerlei, ob er dauert oder dunkelt.

Da Goethes hundertster Sterbetag durch die Laune des Kalenders naheliegt dem zweihundertsten Geburtstag seiner Mutter, wollen wir beiden gemeinsam huldigen und rückschauen auf den gemeinsamen Lebenskreis beider, auf seine Kindheit, da er aus der mütterlichen Hege und durch sie erwachte zum eigenen Genius. Erzählt hat er das selbst unerreichbar in den ersten Büchern von „Dichtung und Wahrheit“ .. wir können heute nur besinnen, was er gezeigt.

Weil Goethe der gesetzlichste Mensch unseres Volkes ist, ist er auch Kind gewesen richtiger und reicher als wir andern. Jedes Kind erschafft die Welt dumpf witternd, gierig tastend und grenzenlos empfänglich von neuem. Daß wir diese Gabe von Jahrfünft zu Jahrfünft abstumpfen und immer weniger Organe des Wahr-

nehmens behalten, das macht uns aus genialen Geschöpfen zu dürftigen. Wem bis ans Ende jede neue Wahrnehmung ein neues Organ erschließt (nach Goethes Wort), wer die Fülle des Kindes in die Geisteshelle des Erwachsenen rettet, das fromme Staunen in das wache Schauen, die triebhafte Sicherheit in die willentliche Gewißheit, der verwirklicht wie Goethe das Schöpfertum, das Gott uns allen zugedacht hat. Zu den glücklichen Verhängnissen seiner Geburt gehört seine Mutter, deren Kind er auch als Mann ihr Leben lang geblieben ist nach eigenem Geständnis – mehr als seines Vaters. Seine sinnbildlichen Züge wiederholen mehr die Mutter als den Vater. In das Wachstum, wodurch eine wackere Bürgersfrau dem ungeheuren Genius ähnelt, dringen wir nicht .. Abkunftgeschichten verwirren mehr, als sie erklären.

Eine doppelte Bedeutung hat die Frau Rat, eine geschichtliche als die Mutter eines der Weltwunder, und eine natürliche als das schlichte Durchschnittswesen, drin er seine erste Form empfing. Die Erinnerung hat ihr von dem Glanz ihres Sohnes mit rückwirkender Kraft geliehen. Sie teilt seinen Ruhm als eine der großen Frauen der Geschichte: mit Recht, sofern seine Wirkung, die ohne sie undenkbar ist, ihr durch solche symbolische Ehre mitgedankt werden darf.. mit Unrecht, wenn man sie als ein Individuum feiert, losgelöst von ihrem Sohn. Die Mütter von Heilanden oder Helden sind schwer von der Mythe zu trennen, auch wenn ihr genaues Bild überliefert ist und nicht Schöpfungsmysterien das Nichtwissen ausfüllen. Keine solche Mutter kennen wir genauer als die Goethes, aus vielen eigenen Äußerungen und aus dem ergiebigen Bericht ihres Sohnes. Doch die vielen Anekdoten, Briefe und Zeugnisse von Zeitgenossen, die uns, ohne den Namen der Frau Rat oder der Frau Aja, ein bezaubernd liebes, tüchtiges und gescheites Weib zeigen würden, wie wir deren Dutzende kennen, wachsen durch ihren Ruhm zu Legenden einer genialen Wunderfrau. Dasselbe Geschick ist ja auch den Geliebten Goethes widerfahren, deren keine außer Marianne von Willemer erstaunlich

war und deren jede von seinem Wort dessen eigene Dauer und Strahlkraft empfing. So werden die Beatricen und Julien aus flüchtigen Zufällen ewige Sagen. Goethes Selbstbiographie, worin die Frau Rat zuerst der weiten Welt erschien, spendet ihr über die Wahrheit hinaus den Glanz der Dichtung, nicht durch poetische Zutaten, sondern durch den Zauber, der jedem Meisterbild innewohnt. Wir sehen Goethes eigene Pracht in diejenigen Gesichter hinein, die er mit Liebe malt. (Wie derselbe Mann, von Tizian und von einem Durchschnittsmaler gefaßt, etwa Karl V., doppelt erscheint, obwohl beide ihn ehrlich genau angeschaut haben.)

Vom Elternpaar Goethes ist die Mutter in Goethe selbst als Geist und als Charakter so unvergleichlich wirksamer geblieben, daß man mit Müh den Vater mitsieht, trotz der Formel, worin er ihm „Statur" und „ernstes Führen" dankt. Was Goethe begnadet und verherrlicht, die Freude und die Phantasie, mangelten ihm, und nur die Tugenden des Geheimrats, ohne die aus dem Stürmer und Dränger kein Olympier hätte werden können, Zucht, Fleiß und Ordnung – nur diese Grenzeigenschaften und Selbstbeschränkungen hatte der Vater ihm vererbt, ohne ihrer selbst so zu bedürfen wie der überschwengliche Sohn. Er war ein verdienstvoller und gnadenloser Mensch, unfähig des Rauschs und der Liebe, befangen in den vorgefundenen Ordnungen des gewissenhaften Verstandes und nur wie die meisten starken, aber freudlosen Gemüter bedroht von jähem Zorn und stockigem Unmut. Wir denken an die Szene aus „Dichtung und Wahrheit", wie er sich durch unbeherrschten Ausbruch gegen den einquartierten Königsleutnant gefährdet. Man merkt an der gesamten Schilderung seiner Art und seines Treibens in „Dichtung und Wahrheit", ja noch in den Dankreimen, wie sehr Goethe aus Pietät und Gerechtigkeit des Vaters Mängel in Tugenden, seine Grenzen in Sicherungen umgedeutet hat. Liebe spricht nicht daraus, nichts vom Glück der Erkenntlichkeit. Auch in dem Bericht über die Klopstock-Lektüre Wolfgangs und Corneliens, dem ersten

Dämmern neuer Dichtung im Goethischen Haus, meint man am Ton die Fremdheit zu vernehmen, die den Dichter vom Spießer trennt. Der Vater gehörte nach Geschmack und Sinn noch in die Zeit des Opitz, da man im berechenbaren Alexandrinervers, im nachweisbaren Reim die Solidität des Poesiegewerbes verbürgt hatte. Das Kindergeschrei von Hexametern aus dem Nebenzimmer, während der Vater gerade rasiert wird, ist nicht nur eine putzige Schnurre, sondern fast ein Geschichtszeichen, was Goethe vom Vater her als Poet mitbekam und was er abschütteln mußte. Goethe schuldet dem Vater, außer dem rechtschaffenen Vollzug der Ernährungs- und Erziehungspflichten, die Blutskraft, das feste, zähe Gewächs, kurz das, was er mit dem Worte „Statur" bildhaft bezeichnet, und die daraus folgende Willensspannung, den langen Atem seiner Vorsätze, den Schutz des Verstandes gegen Stimmungen, die Wahrheitsliebe, die Goethe als erste Pflicht auch vom Genius fordert, die Zucht und die Sauberkeit, kurz, „des Lebens ernstes Führen", Verdienste, die bei Goethes Vater das Richtige sind, bei Goethe selbst zu Überschuß und Gnade werden. Die Gefahren, wovon Goethe stündlich bedroht war, schon als Kind, noch als Greis, den Einsturz aller Vernunftmauern und -dämme unter dem Anprall der Leidenschaft, den Einbruch der Herzensmächte in das Hirngehege hatte der Vater nicht zu fürchten. Seine Natur ist nicht aufgewacht zu ihrem eigenen Geist, sondern schlief unter der wackeren Obhut der zweckmäßigen Gedanken, womit man im Jahrhundert Voltaires (oder in Deutschland im Jahrhundert von Opitz bis Gottsched) den Menschen zu erziehen meinte. Goethe selbst erwachte, und in Faust- und Prometheuskämpfen obsiegte er der Sphinx am Rande des Abgrunds.

Den Vater hat er auch innerlich lebenslang gesiezt, die Mutter, trotz der altfränkischen Redesitte, die ihm auch der räumliche Abstand später erleichterte, innerlich geduzt. Er hat sie herzlich geliebt nicht nur aus warmer Gewohnheit, sondern aus Wahlverwandtschaft. Wenn er dem Vater verpflichtet war für die heilsamen

85.

Mors ultima linea rerum.

Trajecti Francorum
ad Moenum.
d. IV Aug. MDCCLXIV.

Haecce, in sui sem-
piternam memori-
am, huic inserere
voluit libello
JWGoethe

Stammbucheintragung des Fünfzehnjährigen

Sicherungen seines Wesens, so huldigte er der Mutter als der Spenderin seines Überschusses. Bloße Tugenden, Tauglichkeiten zu einem Zweck, Amt, Geschäft sind ihre Vermächtnisse ihm nicht geworden, sondern freie Strahlen eines unbekümmerten Lichts, nochmals: Gnaden. In seinem Altersreim, worin Goethe die Urgenie-Ansprüche der Stürmer und Dränger, der Romantik des deutschen Baccalaureus wegspottet, indem er sich selbst die Originalität abspricht, nennt Goethe die Elemente der Mutter launig „Frohnatur" und „Lust zu fabulieren". In seiner eigenen gleichartigen, nur unendlich gesteigerten Natur wirken die Geschenke der Frankfurter Bürgersfrau – ihm so eines und so anders wie der Same dem Baum und dem Wald – als Freude und Schöpferlust. Denn alle Gaben durchreichen alle Grade der Natur und wandeln nur ihren Sinn und danach ihr Wort in jedem neuen Empfänger, wie der Genius selbst jeden Stand und jeden Charakter ergreifen und ermächtigen kann, ohne die niedern Züge zu vernichten, aber auch ohne die unsterbliche Leistung zu verringern – ich erinnere nur an Cicero, Luther, Rousseau. So durchwirkt auch die Lebenskraft, auch der Lebensgeist die menschlichen Stufen, mehr oder minder sichtbar nach der Größe des Trägers . . doch ein Goldkörnchen ist einem Goldberg verwandter als ein Sandberg einem Goldberg. Die kleine Frau Rat gehört ganz zum großen Goethe, wenn auch er nicht ganz zu ihr.

Das sind jedoch nur Elemente des Goethischen Daseins, die Grundkräfte, worin er lebt und webt, wodurch er leuchtet und düstert. Von der Mutter bekam er aber auch die ganz besondere Anlage mit, durch die er als der Erneuerer des Griechentums – nicht als ein Nachahmer, sondern als der Erneuerer – waltet: die Augenblickserfülltheit, das Glück, in dem jeweiligen Nu resolut zu leben, ganz da zu sein. Er sagt einmal von ihr: seine Mutter habe alles ertragen können, nur nicht die Sorge. Aus ihrer Todesstunde berichtet man, sie habe eine Besucherin abweisen lassen: „Die Frau Rat hat jetzt kei' Zeit, sie muß sterben." In der

Bemerkung ihres Sohnes und der Schlußanekdote erkennen wir geheimnisvoll-fröhlich das Goethische Wunder wieder. Im „Faust“ wehrt sich der Titan gegen die Sorge: im schönen Augenblick stirbt er, nachdem er ein Leben lang das All als Augenblick zu fassen und als immer strebender Sterblicher jeden schönen Augenblick durchzufahren gedrängt war. Wie sehr sein gesamtes Schaffen von dieser Spannung bestimmt wurde, und wie sehr gerade seine Lebensbeichten Totenfeiern der schönen Augenblicke sind, das ist anderswo gezeigt. Wir sind durch Goethes Vorbildlichkeit und Allgegenwart in der deutschen Atmosphäre vielleicht etwas abgestumpft dafür, wie neu und selten solche Empfängnis- und Schaffensart bei uns war und immer noch ist.. wie sehr zumeist die deutsche Literatur, wenige Volkslieder ausgenommen, eine Literatur der zerknirschten oder eitlen Rückschau oder der sehnsüchtigen und selbstgerechten Zukunftshoffnung war, eine Literatur der Reue und der Sorge bis in die Liebe hinein, eine augenblicksferne, ja -feindliche Lehre, ein bild- und zauberfremder Gottesdienst. Goethes sogenanntes Heidentum ist weniger ein sittlicher Gegensatz, weniger sogar ein mythischer Gegensatz gegen die christlichen Zeichen, Gebote, Weissagungen, ein Antichristentum im Sinne Nietzsches, als die augenfreudige Hier- und Jetzt-Hörigkeit in jedem deutschen Werden und durch jedes deutsche Werden hindurch. Seitdem der Wandergott Odin entschwunden ist und sein Forst für Burgen, Klöster, Kirchen der Bibelgläubigen gerodet, waren in Deutschland (mehr als in den romanischen Ländern) die scheuen und gierigen Augen in das unsichtbare Jenseits, in das kommende Himmelreich oder Höllenreich gerichtet.. Sprüche, Gebete, Mären, Sänge beschworen das Ferne und Andre, das Noch-nicht und Nicht-mehr, die Ewigkeit über dem windigen Tag. Von der Völkerwanderung über die Kreuzzüge, von den Reformationskriegen bis zu den Aufklärungszwisten und den Romantikerträumen – eines ist allen Sagern gemein, so verschieden ihre Zeichenwahl, ihre Glaubensformeln, ihre Stimmungen sein mögen: sie warten auf etwas, das da

kommen soll. Sie sind überall heimischer als in ihrem eigenen Wesen, sobald sie aufhören leidend oder handelnd ihrer Not zu frönen: Erwerb, Buhlschaft, Herrschaft.. sobald sie den Mund auftun oder die Feder ansetzen, um von ihrem „Eigentlichen" zu reden. Das Schönste aus unsrer vorgoethischen Dichtung sind keine Gegenwartsfeste, sondern Fahrten- und Gralslegenden wie Wolframs „Parzival", der das Erscheinende als den Trug überwindet.. wie Grimmelshausens „Simplex", der Schmutz und Blut des verwüsteten Vaterlandes durchwatet, um in der abgeschiedenen Siedelei sich zu „entbilden". Oder es sind Kirchenlieder aus einer festen Burg, die nicht von dieser Welt ist, oder es sind Klagen über den schattenhaften Schwund des Lebens, Abschied vom Wahn wie Walthers unheimlichstes Gedicht, unheimlich im nächsten Sinne des Worts und im fernsten. Heimlos sind all unsre Weisen und Sänger gewesen hienieden vor Goethe, und selbst unsre Heimatfeiern stammen weniger aus dem gläubigen Stolz als aus der verzweifelten oder grimmigen Sehnsucht: von Walther über Hutten bis Fleming und Heinrich von Kleist. Auch Klopstocks hoher Ton preist mehr die Sprecher der Sprache, worin er seine Messiade dichten konnte als ein vorhandenes Volk.
Nun, Goethe hat den Augenblick geheiligt, von seinen kleinen Liebschaften und Amtsplagen bis zum gotterfüllten Wiederfinden des Du, wovon kein Werde ihn mehr trennt. Diesen frommen Wirklichkeitssinn gab ihm die Mutter mit. In der ruscheligen Frankfurter Näh und Frische hat sie viele ihresgleichen, Unbezeugte, Verschollene.. ihre trauten Züge erscheinen in die Welt erweitert durch ihr Gewächs. Die Dinge mußte sie nehmen, wie sie sich geben, das Beste draus machen, nicht mit dem Leben hadern, weil „dabei nichts herauskommt", rastlos und hastlos das Nächste erledigen, Küche und Keller betreuen mit emsigem Fleiß und zugleich mit schwebender Spielfreude, eine rüstige Schaffnerin bis ans Ende und ein neckischer Kobold. Was ich meine, wird vielleicht noch deutlicher, wenn ich sie neben ihre Prophetin halte, die im spätromantischen Zeitalter

und auch im Ausland mehr zu ihrem Ruhm beigetragen hat als selbst Goethes „Dichtung und Wahrheit", weil sie ihr Bild mit verführerischer Schwärmerei aufgeschönt hat: Bettina von Arnim. Die war genial, doch neben der Frau Rat, die es nicht war, wirkt sie wie ein Feuerwerk neben einem Sonnenaufgang, wie ein Vogelstimmen-Imitator neben einem Maiengezwitscher, kurz: erstaunlich, glänzend, „fabelhaft", aber unrichtig und unwahr. Sie hatte alle Fabuliertugenden der Frau Rat gesteigert, geheizt, gemimt. Sie hatte auch etwas von der Frohnatur, der Hilfsbereitschaft und der quicken Behendigkeit. Doch sie wußte zu viel davon und machte, gut romantisch, aus ihrem Dasein ein Theater. Gerade das Goethische der Frau Rat, das Leben im eignen, wirklichen, geglaubten Augenblick, statt in einem ersehnten, vor- oder nachgespielten, gebrach ihr völlig. Ich sage das nicht, um die prächtige romantische Hexe herabzusetzen, sondern um Goethes Mutter klarer zu zeigen, indem ich ihre warme, helle, rechtschaffene Gestalt abhebe von den bunten Wolken ihrer Impresaria. Sie war keine Frau der schönen Ausflüge und Ausflüchte, und Bettina war beinahe nichts anderes. Frau Rat hatte Herz, Mund, Hand auf dem rechten Fleck, ganz hiesig und bei aller Regsamkeit ohne Hang zu irgend etwas, wobei sie nichts zu tun hatte. Bei ihrem Sohn setzte sich das Schauen ins Schaffen um, und auch er, der sehensdurstige Lynkeus, mied wahrzunehmen, wo er nicht wirken konnte. Was ihm nicht einging in Gesicht und Tat, das hielt er sich vom Leibe so lange wie möglich: Revolutionen und Restaurationen. Seine Mutter war nicht so besessen von Gesichten: sie antwortete jedem Anspruch und Anruf des Zufalls mit der Munterkeit der berechtigten Einwohnerin, Innewohnerin. Wenn sie bei der Aufführung des Goethischen „Clavigo" die Schauspieler ermuntert: „Macht 's nur gut, ich schreib's auch mei'm Sohn!" ist das ein harmloser Ausbruch des Frankfurter Mutterstolzes, doch auch ein Zeugnis ihres Dabeiseins, das keine Betrachtung, immer ein Mitmachen war und wie bei ihrem Sohn ein Mitfreuen, Mit-

leiden, Mitschwingen. So sehr sie ihren Sohn liebte, so stark war ihre Eingesessenheit im bewirkbaren Bereich, so gering ihre Weitenphantasie, die müßige Neugier, die poetische Ferndelei, die romantische Sehnsucht: sie konnte sich nicht einmal entschließen, ihn zu besuchen. Sie entriet aller Züge, welche das literarische Massenkennzeichen der früheren Goethezeit ausmachen, des spielerischen Geschmäcklertums und des empfindsamen Schwelgens. Alles, was Goethe mit seinen großen Werken überwand, lag ihr von vornherein weitab. Kein Wesen aus Goethes Kindheit war ihm konzentrisch wie seine Mutter, und von den Wesen, die ihn nährten, erzogen und erbildeten, ist sie bis in die Tage Herders weitaus am wichtigsten, so leis und unmerklich sie ihn hegte.

Je älter Goethe wurde, desto mehr war er darauf bedacht, das Menschentum, das ihm von seinem Erwachen bis zu seinem Ende der höchste, ja der einzig wahre Gegenstand des Sinnens blieb, zu erforschen und zu verkünden als ein Gewirke der gesamten Weltkräfte. Auch sein eigen Leben und dessen wichtigste Bildner in seiner Frühzeit, also Mutter und Vater, hat er später gezeigt, samt dem Drum und Dran von den Gestirnen bis zum Geräms des Hauses am Hirschgraben. Das Buch, worin er dies vollbracht hat, die künstlerisch vollkommenste Autobiographie, hat auch die Literaturwissenschaft verführt, seinen Genius, ja jeden Genius zu deuten als ein Gebäck aus tausend Einflüssen und Zutaten, und zu vergessen, wie sehr jeder Mensch ein unwiederholbares Einzelwesen, wie sehr jeder Schöpfer eine Form-umformende Mitte ist, auch als Geschöpf. Was wir wahrnehmen von Milieu, Umwelt, Stämmen, erfahren wir erst aus den Einzelnen, von denen sie offenbart werden. Goethes „Dichtung und Wahrheit", kraft deren wir sein Kindestum erkennen, inniger und genauer als aus Akten, welche uns die Teile in die Hand geben, kommt her von der Herderschen Vision des werdenden Mikrokosmos: wie sein Lehrer Geschichte der Menschheit beschrieben, die Geschichtskunde des Späthumanismus mit neuplatonischen Emanationslehren durchdringend, so wollte Goethe das ihm zu-

gängliche Menschtum zeigen als eine „entelechische Monade", die nach und nach aus der Welt ihren Wandel empfängt durch Anverwandlung, Einverleibung der Umwelt. Dieser Versuch hat auch eine pädagogische Wendung (und damit eine willentliche Erzähltechnik). Dem spätidealistischen Ichrausch der Romantiker, der Fichteaner, welche die Welt für ein Spiel des freien Geistes hielten und noch Roman und Drama in lyrische Gemütswolken zerfléderten oder in selbstgenugsame Denktänze zerhüpften, wollte er klar machen, wie selbst sein Leben (ihnen vorbildlich oder übergewaltig) das gesetzlich leise Reifen eines stillen Kraftkeims sei, durch die fördernden oder hemmenden Wachstümer eines raumzeitlichen Weltganzen hindurch. Er hat mit der Muße eines alten Malers nachdrücklich die mannigfaltigen Sachen und Räume, die Nicht-Iche, geschildert, denen er sein Ich mit zu schulden meinte. Ja, er hat das Ich, um dessentwillen er sich er-innerte, absichtlich unscheinbarer, hintergründlicher gehalten als die Umgebungen, worin es sich entwirkte. Damit wollte er sagen: was ich bin, bin ich durch Welt. Daß durch diese erzieherische Bescheidenheit sein Werk sich liest als die Geschichte eines gediegenen Durchschnittskindes und -jünglings: das dankt er der Richtigkeit, der Normalität seines Menschtums, über der man die Riesigkeit vergißt. Die Enttäuschung mancher Zeitgenossen über das Buch kam daher: sie erwarteten eine Wundergeschichte und bekamen ein Musterbeispiel. Das Richtige ist aber nicht das Häufigste, sondern das Allerseltenste. Auch diese Lehre wollte Goethe den Zeitgenossen vermitteln, nachdem ihnen Rousseaus berühmte Bekenntnisse den Gaumen gereizt mit abnormen Ehrlichkeiten. Zudem bebte Europa damals von Napoleon, der alle Maße verrückte und dessen Anderssein man irrig seiner Ungeheuerlichkeit zuschrieb, statt seiner Dimension.

Aus pädagogischer Ironie, aus dichterischem Zeichenglauben und aus dem Vorsatz, sein heimeliges Leben unerforschlichen Weltgesetzen anzuvertrauen, beginnt Goethe die Geschichte seiner Kindheit mit seinem Horoskop. Die Mischung von Schalkheit und

Schauder würzt sein Leben wie sein Sinnen darüber. Macht und Liebe winkten freundlich mit ihren Sternenstrahlen .. der Gott der Wohlfahrt, Merkur, wohlwollend, und die Zerstörer blickten neutral .. nur der Mond widersetzte sich der Geburt, doch nicht dem Leben des Kindes. Sogar dieser Widerstand brachte Segen durch behördliche Besserung der Frankfurter Entbindungskunst. Auch dies eine tiefsinnige Schelmerei: im astrologischen Gleichnis lehnt Goethe gleich am Beginn seines Berichts den Dank ab für mancherlei Segen, den er gebracht, und wälzt den glückseligen Gestirnen zu, was ihm als fragwürdigem Säugling schon gelang. Vielleicht gibt solch ein Anfang mit dem absehbaren, doch unerforschlichen Sternenstand noch einen anderen Wink für die Historiker, Zeichendeuter und Ursachenforscher. Um ein einzig Ding ganz zu verstehen, müßte man schlechthin alles wissen. Was verschlägt es, aus den Billionen und aber Billionen unergründbarer Wirknisse einige faßbare, sichere, deutliche herauszulesen. Die Qual des unersättlichen Faust, daß wir nichts wissen können, und der ruhevolle Verzicht im Himmel, begegnen sich auch am Eingang von „Dichtung und Wahrheit".

Die Gestirne, die dies einmalige Leben bestimmen, sind ein Gleichnis der wunderbaren Gelassenheit und Muße, worin Goethes Kindheit wandelt trotz Qualen und Stürmen. Unser keiner kann sich mehr zurückversetzen in die empfängliche Stille dieser Zeit, worin Kinderzwiste und Liebesfieber, Brände und Umbauten, Kaiserkrönungen und Jahrmärkte, ja sogar Erdbeben und Krieg den sicheren Gottes- und Weltgrund überspielten, ohne ihn zu erschüttern. Wir alle, auch die Gläubigsten, auch die Behaglichsten, leben noch mit unsren Gewißheiten in Sturz und Schüttern, und das Wanken selbst ist der Grund, dem unsre Erkenntnisse entwachsen. Als Goethe in Wetzlar durchbrach zu seinem Weltschmerz und Deutschland damit verwirrte und entzückte, entwich er zum ersten Male einem Geheg, einem Behagen, worin seine Mitbürger ihren Geist mästen konnten. Noch die damaligen Zweifel, der Voltairesche, der Friderizianische, gaben

mehr Halt als unser Glauben, soviel Leidensmasse – Seuchen, Foltern, Elend – auch damals bestand. Der misanthropische Gönner des jungen Goethe, Hüsgen, kennzeichnet die Art jener zufriedenen Weltverneinung hinlänglich mit dem Wort: „auch in Gott entdeck ich Fehler". Darin liegt mehr Gottvertrauen als in den heutigen Fanatismen. Das Kind Goethe erwachte mit seinen natürlichen Schaudern in solch ruhender Ordnung. Die Universalität seines Lernens wäre auch der gleichen Begabung heute nicht mehr möglich, weil zu viele Kräfte verbraucht werden schon zur Sicherung des festen Punkts, von dem aus Welt sich wahrnehmen läßt. Die Art, wie er lernt, Sprachen und Geometrie, Historien und Künste, seine neugierigen Streifzüge in Haus, Stadt und Landschaft, seine Spiele und Fehden: alles vollbringt sich ohne Unrast, mit dem Gleichmaß der Zeit in einem abgesteckten Raum von Ehrfurcht, Zuversicht und Bereitschaft. Eine pflanzenhafte Empfänglichkeit, die mit der Gewißheit des Wurzelns das Vertrauen zur Wirklichkeit der gegebenen Welt aus jeder neuen Kenntnis saugt, und ein aktiver Wissenstrieb, der sich jede neue Erfahrung festhält als Bild, jedes Gelernte in Hand und Fuß verwandelt, steigern einander im jungen Goethe und bewahren ihn vor der starren Polyhistorie der Barockjahrhunderte und vor der fahrigen Methodensucht, Reizgier und Formelwut unsrer Tage. Er durfte lauschig und scheu warten, bis seine Lernstoffe ihn an-sprachen und seinem weit offenen Staunen antworteten. Selbst die Dinge, die er auf des Vaters Befehl bis zur Langeweile eingepaukt bekam, heimelten ihn an durch die selbstverständliche Haus- oder Schul- oder Stadtautorität: drum war noch seine Kritik, seine Abwehr eine Form des Aneignens. Goethes berühmte Gerechtigkeit ist kein objektives Getu des gleichgültigen oder feigen Zuschauers, sondern, im Kind schon angelegt: das Gleichgewicht der gesammelten Kraft, die sich offen hält für jeden Einfluß, ja Eingriff, in der Gewißheit ihn zu bewältigen. So las er Reisebücher und Volksbücher ohne geile Ungeduld, doch mit der beschwingten Phantasie, die das Ferne

vergegenwärtigt, weil sie es innehat. So ließ er sich von boshaften Mitschülern gefaßt mißhandeln, bis er schnellkräftig ihnen vergelten konnte aus gestautem Ingrimm. So trug er seine Kinderkrankheiten tapfer, doch nicht aus Pflichtzwang, kaum aus Ehrgeiz, sondern, immer wieder, aus dem steten Ausgleich seiner Wachstumsleiden und seiner Willensstärke. Nur in Gleichnissen läßt sich davon reden: Goethe war eine schöpferische Pflanze, eine Natura, Gewächs mit konzentrischem Geist, der ihre dunkle Empfängnis erkannte und schauend löste. Seine Abwehr jäher Gewalten, des Vulkanismus, der Geschichte, kommt aus seiner Pflanzengeduld.. und die Geduld reifte in seiner raum- und zeitreichen Kindheit. Auch die größte Erschütterung seiner Knabenjahre, der Siebenjährige Krieg, der selbst den Haushalt entzweite und bedrohte, verdichtete sich ihm aus dem Getümmel zur Ehrfurcht vor der Gestalt, die es aufrührte: Friedrich kümmerte ihn, die Mitte, deren Strahlung er erfuhr. Sein Leben lang blieb ihm Parteienzwist zuwider, und als den einzigen Wert der Geschichte anerkannte er den Enthusiasmus: die Steigerung des Geistes durch Fülle des Herzens. Sein Selbstbewußtsein, eines der stärksten und hellsten (ein Bewußtsein seiner eigenen Kräfte, nicht ein Durst nach Lob oder ein spiegelsüchtiger Größenwahn) reifte durch seine Empfänglichkeit und stieg durch Kampf. Daß er viel leichter lernte als seine Mitschüler, daß er seinen Peinigern überlegen war, vernahm und sah er. Doch zugleich mit diesem Stolz des Andersseins oder Besserseins, zumal in der Verskunst, kam ihm die Frage nach der Wahrheit, als er die Kameraden im gleichen Glauben stolzieren sah. Aus Selbstbewußtsein ward er früher irr an sich als an der Welt. Seine Kritik entstand nicht aus Neid oder Angst, sondern schon im Kind aus dem Verlangen nach Wahrheit.

Wie er sich selbst sehend abgrenzen wollte gegen die Mitmenschen, so wollte er schon als Kind das unfaßbar oberste Wesen, noch unbewußt, dem Sektenhader von Lehren, Moralen und Stimmungen entziehen, indem er dem Schöpfer des Himmels und der

Erden in dessen Werken huldigte. Eine Gestalt mochte der Knabe der Gottheit nicht geben, doch sichtbare Zeichen ihr widmen: auch hier verwendete er, was er fromm empfangen, tätig zur eigenen Feier des Spenders. Mit einem Altar und allerlei Räucherwerk nahte er dem Gotte und richtete damit beinahe ein häusliches Unheil an. Schwerlich hat er als Kind daraus schon die Lehre gezogen, die er als Greis dem Bericht davon nachschickt als Warnung. Im „Vermächtnis altpersischen Glaubens" aus dem „Westöstlichen Divan" gibt er die positive Wahrheit dazu.

Ich schweige von Goethes Öhmen und Muhmen, Kameraden und Gästen, deren jeder ihn auf seine Weise necken, bilden, sich anähneln wollte.. von den bunten Festen, Bräuchen, Trachten, die den gemächlichen Dauerzustand seiner Kindheit färbten oder kräuselten als Wellen eines stetigen Stroms. Nur die Käuze aus „Dichtung und Wahrheit" nenne ich: Uffenbach und Löhn, Heckel und Orth, Ochsenstein und Malapart, Senckenberg und Moser, Ohlenschlager, Reinick und Hüsgen, und dann den Freund Pylades, den Großvater mit der Gartenzucht und den stöbernswürdigen Papieren, den Weinmarkt und den Kran und all die Stätten, woraus Goethe noch pflanzig wach und dumpf den ersten Bilderschatz entnahm. Die großen Fremdheiten habe ich gestreift, die ruckweise sein Denken öffneten: das Erdbeben von Lissabon, der Friderizianische Krieg, vielleicht auch – nicht so mächtig, doch näher – der Brand in der Judenstadt, wobei Goethe als Wohltäter sich bewährte und Einblick in das Gebaren des unsterblichen Stammes gewann. Die Juden waren ihm damals das Volk der Heiligen Schrift, die Mittler der ältesten Offenbarung und fragwürdige Fremdlinge zugleich, verfemt, bedurft und bestaunt. Ihre seltsamen Sitten und ihre hübschen Mädchen reizten seine Neugier, und schon der Junge hat mitten im Haß oder Hohn der Bürgerschaft sich geweidet am Gucken und vom Auge her Gerechtigkeit geübt, d. h. wahr genommen.

Goethes Kindheit endet mit seiner ersten Liebschaft: dem Frank-

furter Gretchen. Wie alle Goethischen Ereignisse ist auch dies sehnsüchtige Erwachen kein jäher Einbruch, keine wilde Erschütterung, sondern ein lockender Schritt aus dem Spiel des Überschusses in den bedrohlichen Kampf mit den unentbehrlichen und unfaßbaren Gewalten, die er in holden Gestalten zu bannen meint. Zum erstenmal begegnet dem sinnlichen Buben die Versuchung, der er niemals ausgewichen ist: den flüchtigen Nu im schönen Frauenleib zu verewigen. Hier liegt am Übergang aus seinen dumpfen Wachstumsjahren zu seinen hellen Wirkensjahren der Keim zum „Faust", zu seinem Fausttum überhaupt. Nicht daß dies Gretchen das Modell seines Weltgedichts wäre, sondern er spürte im Dunst und Rauch ihrer Kneipe zuerst schmerzhaft die Spannung, die sein Leben durchzieht: den verzehrenden Zauber der Stunde und die selige Sehnsucht, die er verdirbt und die ihn vernichtet. Daß er diese Spannung zwei Menschenalter lang ausgehalten hat, ohne je gemein zu werden und ohne je ein Schwärmer zu werden, daß er Idee und Liebe zum Abschied als sein Genügen feiern durfte, das danken wir ihm heut und immer.

AUS DEM PROMETHEUS

Auf Olympus

Jupiter. Merkur

Merkur. Greuel – Vater Jupiter – Hochverrat!
Minerva, deine Tochter,
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und seinen lettnen Hof,
Seine Welt von Ton
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen sie sich all
Und weben, jauchzen um ihn her
Wie wir um dich.

O, deine Donner, Zeus!
Jupiter. Sie sind! und werden sein!
Und sollen sein!
Über alles, was ist
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Ist mein die Herrschaft.
Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen, wenn sie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen, wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.
Merkur. Allvater! du Allgütiger,
Der du die Missetat vergibst Verbrechern,
Sei Liebe dir und Preis
Von aller Erd und Himmel!
O, sende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgebornen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!
Jupiter. Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Überlaß sie ihrem Leben!
Merkur. So weis als gütig!

Tal am Fuße des Olympus

Prometheus. Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt: sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

(Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Tal verbreitet. Sie sind auf Bäume geklettert, Früchte zu brechen, sie baden sich im Wasser, sie laufen um die Wette auf der Wiese; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

(Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)

Mann. Sieh hier die Bäume,
Wie du sie verlangtest.

Prometheus. Wie brachtest du
Sie von dem Boden?

Mann. Mit diesem scharfen Steine hab ich sie
Glatt an der Wurzel weggerissen

Prometheus. Erst ab die Äste! –
Dann ramme diesen
Schräg in den Boden hier
Und diesen hier, so gegenüber;
Und oben verbinde sie! –
Dann wieder zwei hier hinten hin
Und oben einen quer darüber.
Nun die Äste herab von oben
Bis zur Erde,
Verbunden und verschlungen die,
Und Rasen ringsumher
Und Äste drüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht,
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!

Mann. Dank, teurer Vater, tausend Dank!
Sag, dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus. Nein!
Du hast sie dir gebaut, und sie ist dein.
Du kannst sie teilen,
Mit wem du willt.
Wer wohnen will, der bau sich selber eine.

(Prometheus ab.)

Zwei Männer.

Erster. Du sollt kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie sind mir mein!
Zweiter. Woher?
Erster. Ich habe gestern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit saurem Schweiß
Lebendig sie gefangen,
Diese Nacht bewacht,
Sie eingeschlossen hier
Mit Stein und Ästen.
Zweiter. Nun gib mir eins!
Ich habe gestern auch eine erlegt,
Am Feuer sie gezeitigt
Und gessen mit meinen Brüdern.
Brauchst heut nur eine;
Wir fangen morgen wieder.
Erster. Bleib mir von meinen Ziegen.
Zweiter. Doch!

(Erster will ihn abwehren, zweiter gibt ihm einen Stoß, daß er umstürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erster. Gewalt! Weh! Weh!
Prometheus (kommt). Was gibts?
Mann. Er raubt mir meine Ziege! –
Blut rieselt sich von meinem Haupt –
Er schmetterte
Mich wider diesen Stein.
Prometheus. Reiß da vom Baume diesen Schwamm
Und leg ihn auf die Wunde!
Mann. So – teurer Vater!
Schon ist es gestillt.
Prometheus. Geh, wasch dein Angesicht.
Mann. Und meine Ziege?

Prometheus. Laß ihn!
Ist seine Hand wider jedermann,
Wird jedermanns Hand sein wider ihn. (Mann ab).
Prometheus. Ihr seid nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seid arbeitsam und faul
Und grausam, mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all euren Schicksalsbrüdern,
Gleichet den Tieren und den Göttern.

(Pandora kommt.)

Prometheus. Was hast du, meine Tochter,
Wie so bewegt?
Pandora. Mein Vater!
Ach, was ich sah, mein Vater,
Was ich fühlte!
Prometheus. Nun?
Pandora. O, meine arme Mira! –
Prometheus. Was ist ihr?
Pandora. Namenlose Gefühle!
Ich sah sie zu dem Waldgebüsche gehn,
Wo wir so oft uns Blumenkränze pflücken;
Ich folgt ihr nach,
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, seh
Ich sie im Tal
Auf einen Rasen hingesunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.
Er hielt sie fest in seinen Armen,
Wollte sie nicht sinken lassen,
Und, ach, sank mit ihr hin.
Ihr schönes Haupt ersank,
Er küßte sie tausendmal,
Und hing an ihrem Munde,
Um seinen Geist ihr einzuhauchen.

Mir ward bang,
Ich sprang hinzu und schrie,
Mein Schrei eröffnet' ihr die Sinnen.
Arbar ließ sie; sie sprang auf,
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel sie mir um den Hals.
Ihr Busen schlug,
Als wollt er reißen,
Ihre Wangen glühten.
Es lechzt' ihr Mund,
Und tausend Tränen stürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt sie, teurer Vater,
Und ihre Küsse, ihre Glut
Hat solch ein neues unbekanntes
Gefühl durch meine Adern hingegossen,
Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich sie ließ und Wald und Feld. –
Zu dir, mein Vater! sag,
Was ist das alles, was sie erschüttert
Und mich?
Prometheus. Der Tod!
Pandora. Was ist das?
Prometheus. Meine Tochter,
Du hast der Freuden viel genossen.
Pandora. Tausendfach! Dir dank ichs all.
Prometheus. Pandora, dein Busen schlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küssen deiner Gespielen
Genossest du die reinste Seligkeit.
Pandora. Unaussprechlich!
Prometheus. Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora. Freude!
Wie jedes Glied, gerührt vom Sang und Spiel,
Bewegte, regte sich,
Ich ganz in Melodie verschwamm.
Prometheus. Und alles löst sich endlich auf in Schlaf,
So Freud als Schmerz.
Du hast gefühlt der Sonne Glut,
Des Durstes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,
Hast über dein verlornes Schaf geweint,
Und wie geächzt, gezittert,
Als du im Wald den Dorn dir in die Ferse tratst,
Eh ich dich heilte.
Pandora. Mancherlei, mein Vater, ist des Lebens Wonn
Und Weh!
Prometheus. Und fühlst an deinem Herzen,
Daß noch der Freuden viele sind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennst.
Pandora. Wohl, wohl! – Dies Herze sehnt sich oft
Ach nirgends hin und überall doch hin!
Prometheus. Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
Alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora –
Das ist der Tod!
Pandora. Der Tod?
Prometheus. Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Tränen sich erleichtern will
Und seine Glut vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn,

Und du dir zu vergehen scheinst
Und sinkst,
Und alles um dich her versinkt in Nacht,
Und du, in inner eigenem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch.
Pandora (ihn umhalsend). O Vater, laß uns sterben!
Prometheus. Noch nicht.
Pandora. Und nach dem Tod?
Prometheus. Wenn alles – Begier und Freud und Schmerz –
Im stürmenden Genuß sich aufgelöst,
Dann sich erquickt in Wonneschlaf –
Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

SALOMONS, KÖNIGS VON ISRAEL UND JUDA GÜLDNE WORTE VON DER ZEDER BIS ZUM YSOP

Es stand eine herrliche Zeder auf Libanon in ihrer Kraft vor dem Antlitz des Himmels. Und daß sie so strack dastund, des ergrimmten die Dornsträuche umher und riefen: Wehe dem Stolzen, er überhebt sich seines Wuchses! Und wie die Winde die Macht seiner Äste bewegten, und Balsamgeruch das Land erfüllte, wandten sich die Dörner und schrieen: Wehe dem Übermütigen, sein Stolz braust auf wie Wellen des Meeres; verdirb ihn, Heiliger vom Himmel!

Eine Zeder wuchs auf zwischen Tannen, sie teilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs, und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Tal umher. Da riefen die Tannen: Ist das der Dank, daß du dich nun überhebest, dich, die du so klein warest, dich, die wir genährt haben! Und die Zeder sprach: Rechtet mit dem, der mich wachsen hieß.

Und um die Zeder stunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer und die Axt ihr an die Wurzel legten, da erhub sich ein Frohlocken: Also strafet der Herr die Stolzen, also demütigt er die Gewaltigen!

Und sie stürzte und zerschmetterte die Frohlocker, die verzettelt wurden unter dem Reisig.

Und sie stürzte und rief: Ich habe gestanden, und ich werde stehen! Und die Männer richteten sie auf zum Maste im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her, und brachte die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer.

Eine junge Zeder wuchs schlank auf und schnell und drohte die andern zü überwachsen. Da beneideten sie alle. Und ein Held kam und hieb sie nieder, und stutzte ihre Äste, sich zur Lanze wider die Riesen. Da riefen ihre Brüder: Schade! schade!

Die Eiche sprach: ich gleiche dir Zeder! Tor! sagte die Zeder: als wollt ich sagen, ich gleiche dir.

SATYROS

singt

Dein Leben, Herz, für wen erglühts?
Dein Adlerauge, was ersiehts?
Dir huldigt ringsum die Natur,
's ist alles dein;
Und bist allein,
Bist elend nur!
Hast Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt;
Und wonnlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenschein;
Und bist allein,
Bist elend nur!

VON DEUTSCHER BAUKUNST

D. M. Ervini a Steinbach. 1773

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: Anno Domini 1318 XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, töriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ichs vermöchte.

Was brauchts dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: Ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken!

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ists Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wirds ewig schwindlen an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinst entgegen, siehe, hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid ich den deinigen in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf, nicht

ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen ward, voll reiner und unreiner Tiere: so auch voll Blumen, Blüten, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschoßne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

KÜNSTLERS ERDEWALLEN

Erster Akt. Vor Sonnenaufgang

Der Künstler an seiner Staffelei. Er hat eben das Porträt einer fleischigen, häßlichen, kokett schielenden Frau aufgestellt. Beim ersten Pinselstrich setzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das schändliche, verzerrte Gesicht!
(Er tut das Bild beiseite.)
Soll ich so verderben den himmlischen Morgen!
Da sie noch ruhen all meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! kostbare Kleinen!
(Er tritt ans Fenster.)
Aurora, wie neukräftig liegt die Erd um dich!
Und dieses Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge wie selig, dir entgegenzuweinen!
(Er setzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffelei.)
Meine Göttin, deiner Gegenwart Blick
Überdrängt mich wie erstes Jugendglück.
Die ich in Seel und Sinn, himmlische Gestalt,
Dich umfasse mit Bräutigams Gewalt,
Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein:
Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Schönheit! Königin der Welt!
Und ich soll dich lassen für feiles Geld?
Dem Toren lassen, der am bunten Tand



Sich weidet, an einer scheckigen Wand?

(Er blickt nach der Kammer.)

Meine Kinder! – Göttin, du wirst sie letzen!
Du gehst in eines Reichen Haus,
Ihn in Kontribution zu setzen,
Und ich trag ihnen Brot heraus.
Und er besitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnst bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Kreatur!
In dir versunken
Fühl ich mich selig, an allen Sinnen trunken.

(Man hört in der Kammer ein Kind schrein.)

Ä! ä!

Künstler. Lieber Gott!

Künstlers Frau (erwacht). 's is schon Tag!
Bist schon auf? Lieber, geh doch, schlag
Mir Feuer, leg Holz an, stell Wasser bei,
Daß ich dem Kinde koch den Brei.

Künstler (einen Augenblick vor seinem Bilde verweilend). Meine Göttin!

Sein ältester Knabe (springt aus dem Bette und läuft barfuß hervor). Lieber Pappe, ich helfe dich!

Künstler. Wie lang?

Knabe. Was?

Künstler. Bring klein Holz in die Küch.

Zweiter Akt

Künstler. Wer klopft so gewaltig? Fritzel, schau.

Knabe. Es is der Herr mit der dicken Frau.

Künstler (stellt das leidige Porträt wieder auf).
Da muß ich tun, als hätt ich gemalt.

Frau. Machs nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künstler. Das tuts ihm.

Der Herr und Madame treten herein.

Herr. Da kommen wir ja zurecht.
Madame. Hab heut geschlafen gar zu schlecht.
Frau. O die Madam sind immer schön.
Herr. Darf man die Stück in der Eck besehn?
Künstler. Sie machen sich staubig.
(Zu Madame.) Belieben, sich niederzulassen!
Herr. Sie müssen sie recht im Geiste fassen.
Es ist wohl gut, doch so noch nicht,
Daß es einen von dem Tuch anspricht.
Künstler (heimlich). Es ist auch darnach ein Angesicht.
Der Herr (nimmt ein Gemälde aus der Ecke).
Ist das Ihr eigen Bildnis hier?
Künstler. Vor zehen Jahren glich es mir.
Herr. Es gleicht noch ziemlich.
Madame (einen flüchtigen Blick darauf werfend). O gar sehr!
Herr. Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.
Frau (mit dem Korbe am Arm, heimlich).
Gib mir Geld, ich muß auf den Markt!
Künstler. Ich hab nichts.
Frau. Dafür kauft man einen Quark.
Künstler. Da!
Herr. Aber Ihre Manier ist jetzt größer.
Künstler. Das eine wird schlimmer, das andre besser.
Herr (zur Staffelei tretend). So! so! da an dem Nasenbug!
Und die Augen sind nicht feurig gnug.
Künstler (für sich). O mir! Das mag der Teufel ertragen!
Die Muse (ungesehn den andern, tritt zu ihm).
Mein Sohn, fängst jetzt an, zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Mensch sein Joch;
Ist sie garstig, bezahlt sie doch!
Und laß den Kerl tadeln und schwätzen;
Hast Zeit genug, dich zu ergetzen
An dir selbst und an jedem Bild,
Das liebevoll aus deinem Pinsel quillt.

Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben,
Wird man die Ruh erst willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man sich tut nach der Erde sehnen.
Dir schmeckt das Essen, Lieb und Schlaf,
Und bist nicht reich, so bist du brav.

DES KÜNSTLERS VERGÖTTERUNG

Stellt eine Gemäldegalerie vor, wo unter andern das Bild der Venus Urania in einer breiten goldnen Rahme, wohlgefirnißt, aufgehängt ist. Ein junger Maler sitzt davor und zeichnet, der Meister mit andern steht hinter dem Stuhle. Der Jünger steht auf.

Jünger. Hier leg ich, teurer Meister, meinen Pinsel nieder.
Nimmer, nimmer wag ich es wieder,
Diese Fülle, dieses unendliche Leben
Mit dürftigen Strichen wiederzugeben.
Ich stehe beschämt, Widerwillens voll,
Wie vor einer Last ein Mann,
Die er tragen soll
Und nicht heben kann.
Meister. Heil deinem Gefühl, Jüngling, ich weihe dich ein
Vor diesem heiligen Bilde! Du wirst Meister sein.
Das starke Gefühl, wie größer dieser ist,
Zeigt, daß dein Geist seinesgleichen ist.
Jünger. Ganz, heilger Genius, versink ich vor dir.
Meister. Und der Mann war ein Mensch wie wir,
Und an der Menschheit zugeteilten Plagen
Hatte er weit schwerer als wir zu tragen.
Jünger. O warum sah ich sein Angesicht,
Hört' seiner Lippe Rede nicht!
Du Glücklicher kanntest ihn?
Meister. Ja, mein Sohn,
Ich war noch jung, er nahte schon

Dem Grabe. Ich werd ihn nie vergessen.
Wie oft hab ich zitternd vor ihm dagesessen
Voll von heißem Verlangen,
Jedes Wort von seinen Lippen zu fangen,
Und, wenn er schwieg, an seinem Auge gehangen.

AUS DES EWIGEN JUDEN ERSTEM FETZEN

Der Vater saß auf seinem Thron;
Da rief er seinem lieben Sohn,
Mußt zwei- bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her
Und fragt', was zu befehlen.
Der Vater fragt' ihn, wo er stickt –
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe."
Der Vater war ganz aufgebracht
Und sprach: Das hast du dumm gemacht,
Sieh einmal auf die Erde.
Es ist wohl schön und alles gut,
Du hast ein menschenfreundlich Blut
Und hilfst Bedrängten gerne.

Als er sich nun hernieder schwung
Und näher die weite Erde sah
Und Meer und Länder weit und nah,
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er so lange nicht gefühlt,
Wie man dadrunten ihm mitgespielt.
[Wie man zu einem Mädchen fliegt,
Das lang an unserm Blute sog

Und endlich treulos uns betrog.]
Er fühlt in vollem Himmels-Flug
Der irdschen Atmosphäre Zug,
Fühlt, wie das reinste Glück der Welt
Schon eine Ahndung von Weh enthält.
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzen-Hügel herab getan,
Fing vor sich hin zu reden an:
„Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Vom nimmer trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir!
Und du, mit Herz und Liebes-Armen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir.
Ich komm, ich will mich dein erbarmen.
O Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar!
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest
Und dann, befreit, dich wieder neu umschlangst –
Das rief mich her aus meinem Sternen-Saale,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn.
Ich komme nun zu dir zum zweiten Male,
Ich säete dann, und ernten will ich nun."

Er auf dem Berge stille hält,
Auf den in seiner ersten Zeit
Freund Satanas ihn aufgestellt
Und ihm gezeigt die volle Welt
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

Er sieht begierig rings sich um,
Sein Auge scheint ihn zu betrügen,
Ihm scheint die Welt noch um und um
In jener Sauce tief zu liegen,
Wie sie an jener Stunde lag,
Da sie bei hellem, lichten Tag
Der Geist der Finsternis, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt
Und angemaßt sich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hause sei;
Nicht gut, nicht bös, nicht groß, nicht klein,
So scheißig, als sie sollte sein –
Doch wenn ers tät sich feste [?] kopfen[?],
Das Reich Gottes hinein zu pfropfen.

„Wo!" rief der Heiland, „ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh! und ich seh den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel 'rab gesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die weiß aus meinem Blut entsprungen,
Und, ach, wohin der Geist, den ich gesandt –
Sein Wehn, ich fühls, ist all verklungen.
Schleicht nicht mit ewgem Hunger-Sinn,
Mit halbgekrümmten Klauen-Händen,
Verfluchten, eingedorrten Lenden
Der Geiz nach tückischem Gewinn,
Mißbraucht die sorgenlosen Freuden

Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürren Eingeweiden
Das liebe Leben der Natur?
Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet seinen irren Schafen
Die Wölfe selbst im Busen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menschen Mark herbeigeschafft,
Verspritzt in ekler Überfüllung
Von Tausenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer seiner Kinder Brot;
Mich schmäht auf diesem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Not."

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat
Und man für lauter Kreuz und Christ
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er sich nur als Kirchfahn fand,
Man aber sonst nicht merkte sehr,
Als ob ein Gott im Lande wär.
Wie man ihn denn auch bald beteuert,
Aller Sauerteig sei hier ausgescheuert,
Befurcht er, daß das Brot so lieb
Wie ein Matzkuchen sitzen blieb.

Davon sprach ihm ein geistlich Schaf,
Das er auf hohem Wege traf,
Das eine mackliche Frau im Bett,
Viel Kinder und viel Zehnden hätt,
Der also Gott ließ im Himmel ruhn
Und sich auch was zugute tun.

Unser Herr fühlt' ihm auf den Zahn,
Fing etlichmal von Christo an;
Da war der ganze Mensch Respekt,
Hätte fast nie das Haupt bedeckt.

Aber der Herr sah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war,
Daß er dem Mann im Hirne stand
Als wie ein Holzschnitt an der Wand.
Sie waren bald der Stadt so nah,
Daß man die Türne klärlich sah.
Ach, sprach mein Mann, hier ist der Ort,
Aller Wünsche sichrer Friedensport,
Hier ist des Landes Mittelthron;
Gerechtigkeit und Religion
Spedieren, wie der Selzerbrunn
Petschiert, ihren Einfluß ringsherum.

Sie kamen immer näher an,
Sah immer der Herr nichts Seinigs dran.
Sein innres Zutraun war gering,
Als wie er einst zum Feigbaum ging.
Wollt aber doch eben weitergehn
Und ihm recht unter die Äste sehn.

So kamen sie denn unters Tor;
Christus kam ihnen ein Fremdling vor,
Hätt ein edel Gesicht und einfach Kleid.
Sprachen: Der Mann kommt gar wohl weit.
Fragt' ihn der Schreiber, wie er hieß'?
Er gar demütig die Worte ließ:
„Kinder, ich bin des Menschen Sohn",
Und ganz gelassen ging davon.
Seine Worte hatten von jeher Kraft,

Der Schreiber stande wie vergafft,
Der Wache war, sie wußt nicht wie,
Fragt' keiner: Was bedienen Sie?
Er ging grad durch und war vorbei.
Da fragten sie sich überlei,
Als in Rapport sies wollten tragen:
Was tät der Mann Kurioses sagen?
Sprach er wohl unsrer Nase Hohn?
Er sagt': er wär des Menschen Sohn!
Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein branntweinger Korporal:
Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen!
Sein Vater hat wohl Mensch geheißen.

Christ sprach zu seinem Gleiter dann:
„So führet mich zum Gottes-Mann,
Den Ihr als einen solchen kennt
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt."
Dem Herren Pfaff das krabbeln tät,
War selber nicht so hoch am Brett.
Hätt so viel Häut ums Herze ring,
Daß er nicht spürt', mit wem er ging,
Auch nicht einmal einer Erbse groß.
Doch war er gar nicht liebelos
Und dacht: kommt alles ringsherum,
Verlangt er ein Viatikum.

Kamen ans Oberpfarrers Haus,
Stand von uralters noch im Ganzen.
Reformation hätt ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, wenger Grimassen machen.

Sie klopften an, sie schellten an,
Weiß nicht bestimmt, was sie getan.
Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz ein Krauthaupt verlor,
Und sprach: Der Herr ist im Konvent,
Ihr heut nicht mit ihm sprechen könnt.
„Wo ist denn das Konvent?" sprach Christ.
Was hilft es Euch, wenn Ihrs auch wißt,
Versetzt' die Köchin porrisch drauf,
Dahin geht nicht eines jeden Lauf.
„Möchts doch gern wissen!" tät er fragen.
Sie hätt nicht Herz, es zu versagen,
Wie er den Weg zur Weiblein-Brust
Von alten Zeiten wohl noch wußt.
Sie zeigt's ihm an, und er tät gehn,
Wie ihrs bald weiter werdet sehn.

EIGENTUM

Ich weiß, daß mir nichts angehört
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

AUS WILHELM MEISTERS THEATRALISCHER SENDUNG

Ich ging soeben, sagte Werner, unsere Bücher durch, und bei der Leichtigkeit, wie sich der Zustand unseres Vermögens übersehen läßt, bewunderte ich aufs neue die großen Vorteile, welche die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne gewährt. Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder



guter Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen. Die Ordnung und Leichtigkeit, alles vor sich zu haben, vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben, und wie ein Mensch, der übel haushält, sich in der Dunkelheit am besten befindet und die Summen nicht gerne zusammenrechnen mag, die er alle schuldig ist, so wird dagegen einem guten Wirte nichts angenehmer, als wenn er sich alle Tage das Fazit seines wachsenden Glückes ziehen kann. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschröckt ihn nicht, denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Waagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Bruder, fuhr er fort, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften kriegen könntest, so würdest du finden, daß man viele Fähigkeiten des Geistes mit Nutzen und Vergnügen dabei anwenden kann. – Es ist möglich, versetzte Wilhelm, daß ich einige Neigung, ja vielleicht Leidenschaft für den Handel hätte fühlen können, wenn er mir nicht von Jugend auf in seiner kleinlichsten Gestalt bange gemacht hätte. – Du hast recht, versetzte jener, und die Schilderung des personifizierten Gewerbes in einem jugendlichen Gedichte, davon du mir erzähltest, paßt fürtrefflich auf die Krämerei, in der du erzogen bist, nicht auf den Handel, den du kennen zu lernen keine Gelegenheit gehabt hast. Glaube mir, du würdest für deine feurigste Einbildungskraft Beschäftigung finden, wenn du die Scharen rühriger Menschen, die wie Ströme die ganze Welt durchkreuzen, wegführen und zurückbringen, mit dem Geiste erkennen solltest. Seitdem unser beiderseitiges Interesse so nahe verbunden ist, habe ich immer gewünscht, es möchten es auch unsere Bemühungen sein. Ich konnte dir nicht zumuten, in einem Laden mit der Elle zu messen, mit der Waage zu wägen; laß uns das durch unsere Handelsdiener nebenher betreiben und geselle dich hergegen zu mir, um durch alle Art von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens an uns zu reißen, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führet. Wirf einen Blick auf alle natürliche und künstliche Produkte aller Weltteile, siehe, wie sie wechselsweise zur

Notdurft geworden sind; welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, was in dem Augenblick bald am meisten gesucht wird, bald fehlt, bald schwer zu haben ist, jedem, der es verlangt, leicht und schnell zu schaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen. Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird. Aber freilich muß man erst in dieser Zunft Genosse werden, das dir wohl schwerlich an diesem Orte geschehen kann. Ich habe schon lange darüber nachgedacht, und es würde dir auf alle Fälle vorteilhaft sein, eine Reise zu tun.

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: Wenn du nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen solltest gesehen haben, so würdest du gewiß mit fortgerissen werden; wenn du siehst, wo alles herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts vor gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von der dein Leben seine Nahrung hat.

Werner, der seinen richtigen Verstand in dem Umgange mit Wilhelmen ausbildete, hatte sich gewöhnet, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte tue als sein sonst verständiger und geschätzter Freund, der, wie es ihm schien, auf das Unreellste von der Welt einen so großen Wert und das Gewicht seiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieser falsche Enthusiasmus müsse zu überwältigen und ein so guter Mensch auf den rechten Weg zu bringen sein. In dieser Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtiget und leben in Herrlichkeit und Überfluß von ihren Früchten. Das kleinste Fleck ist schon erobert und eingenommen, alle Besitztümer befestiget, jeder Stand wird vor das, was ihm zu tun obliegt, kaum und zur Not bezahlt, daß er sein Leben hinbringen kann; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel?

Haben die Fürsten dieser Welt sich der Flüsse, der Wege bemächtigt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn, sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von einigen Artikeln nehmen, die teils das Bedürfnis, teils der Übermut den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir versichern, wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen; sie führt freilich lieber den Ölzweig als das Schwert, Dolch und Ketten kennet sie gar nicht, aber Kronen teilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von echtem, aus dem Quelle geschöpften Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat. Wilhelm, ob ihn dieser Ausfall, so gelinde er auch war, gleich ein wenig verdroß, war doch zu gutmütig, darauf zu antworten, und im Grunde konnte er wohl leiden, daß ein jeder von seinem Handwerke auf das beste dachte, wenn man ihm nur dasjenige unangefochten ließ, dem er sich zu widmen wünschte. Er nahm indes die Apostrophe des auf einmal feurig gewordenen Werners mit eben der Gelassenheit auf, wie jener die seinigen aufzunehmen pflegte.

HOMERS BÜSTE

Tret ich unbelehrt vor diese Gestalt, so sag ich: Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Haupts ist in der obern, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtnisses. In ihr ist alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehen sich hinauf, um die lebendigen Gestalten zur sprechenden Wange herabzuleiten. Niemals haben sich diese Augbraunen niedergedrängt, um Verhältnisse zu durchforschen, sie von ihren Gestalten abgesondert zu fassen, hier wohnt alles Leben willig mit- und nebeneinander.

Es ist Homer!
Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben als im weiten Himmel und der grenzlosen Erde. Hier ists, wo Achill

μεγας μεγαλωστι τανυσθεις
Κειτο!

Dies ist der Olymp, den diese rein erhabne Nase wie ein andrer Atlas trägt, und über das ganze Gesicht solche Festigkeit, solch eine sichere Ruhe verbreitet.
Diese eingesunkne Blindheit, die einwärts gekehrte Sehkraft, strengt das innere Leben immer stärker und stärker an und vollendet den Vater der Dichter.
Vom ewigen Sprechen durchgearbeitet sind diese Wangen, diese Redemuskeln, die betretnen Wege, auf denen Götter und Heroen zu den Sterblichen herabsteigen; der willige Mund, der nur die Pforte solcher Erscheinungen ist, scheint kindisch zu lallen, hat alle Naivetät der ersten Unschuld, und die Hülle der Haare und des Barts verbirgt und verehrwürdiget den Umfang des Haupts.
Zwecklos, leidenschaftlos ruht dieser Mann dahin, er ist um sein selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung.

MONOLOG DES LIEBHABERS

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

EUGEN KÜHNEMANN

GOETHE UND DIE NATUR

Als dem sechs- oder siebenjährigen Knaben Goethe zum ersten Male die Ahnung aufging, daß dem Menschen erlaubt und möglich sei, sich einen eigenen Weg zu Gott zu bahnen, erbaute er in seinem Stübchen eine Pyramide, mit Erzeugnissen der Natur geschmückt, mit Räucherkerzchen geziert, und entzündete dem Gotte dieses Altars durch ein Brennglas an den Sonnenstrahlen ein Rauchopfer: die erste Geistesschöpfung des ganz jungen Goethe war eine Religion. Sie galt dem Allerschaffer, dem Allerhalter. Als dumpfe Ahnung drängte so früh der Gedanke zum Lichte, der dann später das ganze Goethische Dasein trug, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen und im Erschauen der Dinge sich zum Göttlichen zu erheben.

Als der Jüngling Goethe in Straßburg durch Herder die Feuertaufe für sein Schaffen empfing, geschah es im Namen des Evangeliums von der Natur, das von Rousseau kam und durch Herder die Welt des Geistes in seinen schöpferischen Kräften aufschloß. Eine Rückkehr zur Natur war dies für Goethe kaum zu nennen. Es war ein Eintauchen in die Natur als das Bad, aus dem ihm das eigene Wesen in seiner ewigen Jugend emporstieg. Natur bedeutete das Ursprüngliche und Unmittelbare im Gegensatz zu der ganzen Welt vermittelter Formen, die uns von Kindheit an einfangen und in hoffnungsloser Verkünstelung verkümmern und welken lassen. Natur bedeutete das Volk in seiner ungebrochenen Unmittelbarkeit zu Gott und allen Mächten des Schicksals im Gegensatz zu einer Bildung, die die willkürliche Regel an die Stelle der ewigen Notwendigkeiten und Gesetze setzt. Natur bedeutete die Muttersprache, wie sie, nicht als Gebilde der Grammatik ein bloßes Mittel der Verständigung, sondern vielmehr das unmittelbare Wachsen unserer Seele in ihrer Wahrheit und Selbstdarstellung ist. Diese Natur und Ursprünglichkeit war in ihrem innerlichsten Sinne ein Kulturbegriff. Sie wollte das

Leben in seiner Mächtigkeit und Wahrheit an Stelle der bloßen Sitte. Sie wollte die Entfaltung im Eigengesetze einer göttlichen Berufung an Stelle des Fortschlenderns in den Zufallswegen der Bürgerlichkeit. Sie stellte den Menschen unter die Forderung zur Persönlichkeit, die, sich selber Gesetz und Aufgabe, den eigenen Weg zu Gott als einen unbedingten Sinn des Daseins bedeutet. Aber indem die Natur das aus dem eigenen Gesetz Gewachsene in Gegensatz zu allem nach der Regel Gemachten, Gekünstelten und Geformten stellt, faßt sie freilich die Welt des Geistes mit der der natürlichen Dinge unter einem einzigen Gedanken zusammen. Das Wort, das der junge Goethe über Shakespeare spricht, sagt alles: „Die meisten von diesen Herren stoßen auch besonders an seinen Karakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! Nichts so Natur wie Shakespeares Menschen." Jeder lebt sein Gesetz, jeder ist seine eigene Notwendigkeit, jeder steht in dieser Notwendigkeit eines eigensten Lebensgefühls vor dem Schicksal und vor Gott.

Der Genius ist der Mensch als Natur in diesem tiefen und erfüllten Sinne des Namens. Der Mensch als Genius ist in Goethe in höchster Reinheit wieder erschienen. Seine Jugendgenossen sagten von ihm: „Was er spricht, ist besser, als was er schreibt, was er lebt, ist besser, als was er spricht." Sie fühlten, daß es bei allem, was er tat, widersinnig war, sich auch nur zu denken, er hätte anders handeln können. Dies war die gewaltige Notwendigkeit, die sein Wesen zusammenhielt, – die Notwendigkeit einer aus sich selbst sich bestimmenden und immer wieder neu erschaffenden Natur. So wird denn seine gesamte große Jugenddichtung ein einziges Lied vom Genius als dem Quell alles wahrhaftigen Menschenlebens. Durch den Genius führt er den Menschen zur Natur zurück. Die Natur ist der Inbegriff der schaffenden Gotteskräfte. Daher wird im Genius das Menschsein offenbar als der Anteil am Leben Gottes und seiner Seligkeit. Nur dichtet hier zugleich mit der Erhebung des Menschen zum Göttlichen auch die demütige Besonnenheit. Der

Mensch, zu göttlichem Schöpfertum aufgerufen, bleibt doch immer in die Endlichkeit der Erde gebunden. Kein Dichter vor Goethe sah Menschentum so sehr zugleich in seinem göttlichem Glück und in seiner irdischen Gebundenheit. Dem Menschen ist in ewigem Zwiespalt bestimmt, gerade in seiner Größe seine Enge und Kleinheit zu erfahren. Aber dem Genius ist gegeben, in aller Enge des Wirklichen die waltenden Kräfte des Göttlichen zu erschauen. Die Natur ist dies Ineinander des Endlichen und des Unendlichen. Die Ahnung der Kindheit beginnt sich selber offenbar zu werden. Wieder bleibt es das Geheimnis des Goetheblicks, die Natur in Gott, Gott in der Natur zu sehen.

„Wo faß ich dich, unendliche Natur?" Das Wort des Faust steht über allem Schaffen des jungen Goethe. Sein Weg schreitet von Erleuchtung zu Erleuchtung. Aus Ahnen und gewaltig gesteigertem Gefühl bricht das Gesicht heraus, in dem der Erdgeist als lebendige Gegenwart sich offenbart, – der Geist des Erdgeschehens im Fluten der Geschichte, „in Lebensfluten, im Tatensturm". –

Dem großen Menschen ist eigen, daß seine Wesenheit bereits im Anbeginn sich als unvergleichbare Bestimmtheit menschlichen Daseins bekundet. Aber weder er selbst noch alle, die mit ihm leben, ahnen, wie diese Bestimmtheit vielmehr eine unendliche Aufgabe ist. Im Verfehlen oder Erfüllen dieser Aufgabe entscheidet sich sein Geschick. Goethes Fortschritt vom Jüngling zum Manne vollzog sich darin, daß er die Aufgabe erkannte, die in der Bestimmtheit seines Naturgedankens für ihn aufgestellt war. Die Natur blieb nicht länger die Vision, die plötzlich und in Gesichten wunderbarer Erleuchtung stoßweise ihr Inneres offenbarte. Sie wurde der Inhalt unendlicher geduldiger Forschung. Sie war ein Gegenstand des entzückten Staunens für die Stunden der Weihe gewesen. Sie wurde die treue und beständige Geleiterin auf Goethes Wege. Da hieß es lernen und unermüdlich sein in der dienenden Hingabe an die Gegenstände. Die geliebte Erde enthüllte sich nicht mehr als Erdgeist in „schrecklichem Gesichte".

Sie erzählte im Bergwerk die Geschichte ihres Werdens. Sie legte in den Steinen in ihrer langsamen Emporentwicklung sich auseinander. Sie nährte die Pflanzen an ihrer Brust, – ein unermeßliches Reich, das dennoch in seinen anscheinend unübersehlichen Gestalten Erscheinung eines einzigen Gedankens, des Pflanzengedankens ist. Das Pflanzenreich führt unmerklich in das Tierreich hinüber. Und wieder empfängt uns hier die Unermeßlichkeit des Lebens, wieder in aller Unermeßlichkeit die Einheit des Gedankens. Endlich steigt über dem Tierreich als seine Krönung der Mensch empor; die Welt des menschlichen Handelns in seiner Willkür muß dennoch auch zuletzt eine Einheit der Gestalt und des Gesetzes sein. Die angeborene geniale Schau Goethes bildet sich in eine Methode bewußter Wissenschaftlichkeit um. Die Methode des Urphänomens deckt in jedem Reich der Natur die letzte schöpferische Urgestalt auf, deren Wiederholungen und Steigerungen die Erscheinungen in all ihrer Mannigfaltigkeit sind. Die Urgestalt begegnet irgendwo in der Sichtbarkeit dem treu suchenden Blick. So wird die Natur das ewig aus sich selbst sich neu erschaffende Leben, die ewige Beweglichkeit des in sich unveränderlichen Daseins, immer unendliche Mannigfaltigkeit, immer dieselbe Einheit, ewiges Rätsel und ewig offenbar. So bleibt die Natur wie für den Genius der Jünglingszeit unmittelbare Anschauung und wird immer neuer Gedanke. Sie wird in dem Erkennenden empfangen und geschaffen, so daß das Empfangen Schaffen, das Schaffen Empfangen ist. Die Urphänomene, die letzten gestaltenden Einheiten, sind die Schöpfungsgedanken Gottes. Wir stehen bei ihnen vor dem letzten Unerforschlichen, das wir nun in unermüdlicher Treue durch die ganze Welt der Erforschlichkeiten verfolgen sollen. In Gott ist Denken und Sein eins im Schauen. Sein schauendes Denken ist Schöpfung. In der schauenden Erkenntnis hat der Genius des Erkennens menschlichen Anteil am göttlichen Schaffen. So bleibt die geniale Urschau des Jünglings bewahrt, indem sie sich ausbreitet in die Demut und Geduld des Forschers, der das Ganze der Natur-

erkenntnis sucht. Er schreitet vom Ganzen zum Ganzen, vom Ganzen des Urgesichts, das die Einheit des schaffenden Gedankens in allem Geschaffenen erschaut, zum Ganzen der umfassenden Einsicht in die Natur und die Gesamtheit der Erscheinungen. Mit solch tiefem Gehalt ist nun der Urgedanke erfüllt, der dem Knaben Ahnung, dem Jüngling geniale Schau war. So in der Sicherheit der Wissenschaft wird Gott in der Natur, die Natur in Gott gesehen. Goethes Leben aber ist nun erst auf die Wahrheit gebaut als auf den Granit, der sein ganzes Dasein trägt. Dies Leben hat keinen andern Inhalt mehr, als in der Wahrheit Gott zu finden, der für den Menschen die gestaltende Einheit des ewigen schaffenden Gedankens ist.

Glückliche Tage, da sich in Weimar die kleine Gemeinde zusammenfand, in der Goethe mit beiden Herders und Frau von Stein in Gott den Altar des Naturglaubens errichtete. „Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von alters her sich entwickelnden organischen Geschöpfe." Herder entwirft seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und gibt auf dem Grunde der Welt- und Naturkunde seine große Völkerpsychologie der Kulturen. Die beiden Freunde ergänzen einander wie durch ein Wunder zur wahrhaftigen Einheit der Erkenntnis, in der die Goethische Bestimmtheit des Naturschauens Herders Werk begründet, die Herdersche Weite des Geschichtsbegreifens Goethes Wissen um Menschenleben und Menschentum bereichert. In dieser Zeit erst wird Spinoza, der früher in das Leben und Denken Goethes trat, der Heilige ihres gemeinsamen Glaubens. Es schien dieselbe Überzeugung von der Einheit der Natur, die die Einheit Gottes ist, in der Notwendigkeit aller ihrer Gebilde. Es schien dieselbe schauende Erkenntnis, die als das Verstehen Gottes in der Natur die Wahrheit ist, und jene Freude zur Welt, die Liebe ist und in der unendlichen Liebe Gott findet und mit ihm eins wird.

Goethe in Italien zieht den Schluß aus der Weimarischen Neu-

schöpfung des eigenen Wesens. Er wird nun selber zu der Natur, die er in Weimar erkannt hat. „Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen.“ Das sind die zwei Seiten der Goethischen Selbstentfaltung: einmal zu Ende kommen mit allem Selbstbetrug, dann sich in der Wahrheit des eigenen Selbst finden. Für beides gibt es dasselbe Mittel der großen Selbsterziehung: die vollendete Sachlichkeit. Nicht dazu ist die Welt uns gegeben worden, daß sie uns ein Spiel der subjektiven Laune werde, sondern an ihrer ehernen Gegenständlichkeit sollen wir die Gediegenheit des eigenen Gehalts an Wahrheit entwickeln. So hoch hatte noch nie ein Mensch das Ziel der eigenen Bildung gesteckt. Der große Gegenstand Italien soll von seinen Naturbedingungen her bis in alle Höhe der Kultur, die er trägt, anschauend verstanden werden, so daß im Ergreifen seiner großen Sachlichkeiten jedes Organ unseres Verstehens zur Entfaltung kommt. „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.“ Die Welt soll Geist werden im schauenden Verstehen, der Geist soll Welt werden im Umgreifen ihrer Fülle. Das Objekt dem Subjekt anzueignen, das Subjekt zum Objekt zu erhöhen – das ist das Ziel, das diese Bildung sich stellt. Selbstbildung wird der Sinn des Lebens. Das Wort aber steht hier genau in dem Sinne, in dem bei Goethe von der Bildung und Umbildung organischer Geschöpfe die Rede ist. Goethe selber wird hinfort ein solches sich bildend-umbildendes organisches Geschöpf sein. In ihm als einem großen Organismus des Geistes wird die Welt noch einmal in Bildung und Umbildung als Gedanke erstehen. Er zeichnet sich die Gebiete dieser zugleich einheitlichen und ins Unendliche der Mannigfaltigkeiten schreitenden Arbeit ab. Es ist, als sähe er sie als ein neuer Weltherrscher des Geistes vom Kapitol als seiner Kaiserburg unter sich liegen. Die Natur wird als die Einheit des Lebens in all ihren Gebilden verstanden sein: zur Urpflanze

führen immer wieder die italienischen Wege Goethes. Die Kunst – das will sagen: die bildende Kunst – wird ebenso vom Urphänomen ihrer Grundgestalten her sich auseinanderlegen. Das Menschentreiben in seinem Ineinander von Willkür und Notwendigkeit wird das wunderlichste aller Naturwesen, das sich so gern eine Natur in der Natur dünkt, als einen Teil der Natur und ihrer ewigen Gesetzlichkeiten enthüllen. Der Naturforscher, der Kunstkenner, der Weise wandeln durch das Spiel der Endlichkeiten denselben Pfad ins Unendliche. Für alle noch kommende Arbeit des Lebens stellt der Plan als die Notwendigkeit des Goethedaseins sich durch sich selber fest. Das ist der Fortschritt, den Italien in Goethe zur Reife brachte. Er brachte damit Goethe selbst zur Reife. Er war die eigene Natur geworden, – war selber die innere Notwendigkeit eines Daseins, das in beständiger Selbstbildung und Selbstumbildung den Gedanken der eigenen Wahrheit lebt. „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen. Wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen. Wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsche nicht entsagen, es dennoch zu begreifen." Es ist wie bei Spinoza ein gottgleiches Erkennen und Schauen. Aber in ihm ist sich Goethe der unaufhebbaren Kluft zwischen dem unendlichen und dem endlichen Geiste in derselben Besonnenheit bewußt, die in seiner Jugend ein Wesenszug seiner Genialität war und jetzt in seine Weisheit mit hineingearbeitet ist. Über dem Farbenrausch Neapels steigt das Wort empor: „Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich selbst gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden." Die Welt in aller Unendlichkeit ihrer Fülle ist überall nur ein einziger schaffender Gottesgedanke. Wir aber sind nicht der unendliche göttliche Verstand, sondern jeder in die Zufallshöhle seiner Lebensenge eingefangen. So heißt es später in einem Wort zu Sulpiz Boisserée: „Es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott sein. Es gehört nur ein

einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist." Ja, wenn die Schöpfung da ist! Zwischen Gott und uns liegt der unendliche Abstand des schaffenden und des nachbildenden Verstandes, aber im Geschaffenen darf der nachbildende Verstand in die letzte Einfachheit der göttlichen Schöpfungsgedanken eingehen. Die Urform aller Goethischen Wahrheit ist gefunden. Da Goethe nicht mehr nur in die Natur eintauchte, da er Natur im Sinne des eigenen großen Gedankens war, hatte er die Reife des eigenen Wesens erreicht.

Die Reife war eine fast bis zum Hoffnungslosen vertiefte Einsamkeit. Die Einsamkeit wurde überwunden, als in einer wahren Fügung der Gnade Schiller zu Goethe trat. Eine Fügung der Gnade war es ebenso sehr für Goethe wie für Schiller, aber vor allem für die ganze Welt des Geistes. „Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen." Es war doch das Entscheidende, daß Schiller von den Begriffen der Kantischen Philosophie aus der erste und einzige war, der Goethes Geistesart, den intuitiven Genius, völlig verstand und ihn Goethe selber in einer Weise deutete, die für ihn weder mehr noch weniger als eine Offenbarung war. Wohl fand Schiller in der Freiheitslehre Kants die eigene große Natur wieder. Der Mensch, der sich im Bewußtsein der unbedingten Gebote des Sollens selbst bestimmt, erhebt sich als der Bürger der Freiheit über die Natur. Aber gerade ihm ging über der schroffen Begriffskritik Kants das Ideal der sittlichen Vollendung auf. Die Ganzheit des Menschentums, in der die Natur eins wird mit dem Gebot der Freiheit, bringt den Menschen zur Vollendung. Sie ist die ungebrochene und unverkümmerte Schönheit menschlichen Lebens. Zwar bleiben die Schicksale unendlich in ihrer Furchtbarkeit, zwar bedeuten die Pflichten unendliche Aufgaben. Dem Menschen, der unter den Anforderungen dieser doppelten Unendlichkeit in den Zwiespalt zwischen seiner Natur und dem Ideal gerät, bleibt das Ruhen in der Seligkeit der Schönheit versagt. Er wird zur Erhabenheit des Charakters aufgerufen.

„Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." Wo gäbe es eine ähnliche Klarheit, in der sich das Verhältnis zwischen zwei ebenbürtigen Geistern bestimmt? Schiller ist der Wille in seinem gewaltigen Ringen um Vollendung. Goethe ist die Vollendung, wie sie als das seltenste Glück dem Größten, dem Liebling der Natur, noch einmal zuteil ward. Mit dieser Unterscheidung ist die völlige Einigkeit hergestellt. Das schöne Menschentum ist das letzte Ziel für beide. Auf dem Schlachtfeld vor dem letzten Ziel kämpft der Schillersche Wille. Den Kranz der Vollendung hält Goethe in der Hand. Die Philosophie des Geistes und der Freiheit findet in dem Apostel der Natur den letzten eigenen abschließenden Gedanken. Aber auch der Apostel der Natur versteht sich nun in seiner Übereinstimmung mit der Philosophie des Geistes und der Freiheit. Erst jetzt erreicht die Selbsterkenntnis Goethes die letzte Klarheit. Wir sagen dasselbe, wenn wir hinzusetzen: erst jetzt wird der Naturgedanke Goethes zur letzten Durchbildung gebracht. Die sich bildende und umbildende Natur, welche Goethe in seiner Reife geworden ist, war doch eben sich bildender Geist. Sie war eine Urbegabung, die sich selber ein unbedingtes Gesetz des Sollens wurde und dies Gesetz in der Ganzheit des Lebens für die Wahrheit erfüllte. Sie war höchste und vollendete Erscheinung der Freiheit. Goethes „Natur" war das Evangelium der Freiheit in seiner Erfüllung. Wenn Schiller Goethe in Deutschland wieder eine Heimat schuf, so wurden „Hermann und Dorothea" und der vollendete erste Teil des „Faust" als das vollkommene Zusammenklingen von Goethes Deutschtum und Goethes Griechentum das Symbol für die Einheit von Natur und Freiheit, von Goethe und Schiller.

Goethes Arbeit in der Farbenlehre ist der Erfolg bei den Fachgelehrten bis zu dieser Stunde versagt geblieben. Wie ein Symbol schließt sie alle Seiten des Goethischen Naturschauens in sich ein und auf. Auch ein Stück des italienischen Erlebens, ging sie aus dem Versuch hervor, die Gesetzlichkeiten der künstlerischen und

damit der seelisch-sittlichen Farbenwirkung durchdringend zu verstehen. Indem nun dieser Versuch in die eigentliche Physik der Naturforschung hinüberführte, war doch der von Newton gebahnte Weg für Goethe ganz und gar ungangbar. Der Newtonschen Physik der Quantitäten trat die Goethische Physik der Qualitäten gegenüber. Auch hier will das Urphänomen entdeckt sein, das als der letzte einfache Grund alle farbigen Erscheinungen bedingt. Auch hier soll das Ganze der farbigen Möglichkeiten, wie die Welt in der Ethik des Spinoza, aus dem letzten Grunde als eine geschlossene Reihe der notwendigen Folgen hervorgehen. Die Natur der Farben fügt sich in die Urgesetzlichkeit der Goethischen Allnatur hinein. Auch sie ist ein Ausdruck jenes Lebens, das, in seinem Grunde Einheit, aus der Einheit in die Entzweiung heraustritt, aus der Entzweiung in die Einheit zurückkehrt und in der heraklitischen Gesetzlichkeit der Polarität immer die Einheit der Gegensätze bleibt. Goethe sucht wie immer das Ganze mit all seinen Teilen. Er spricht die physiologischen, die physischen, die chemischen Farben durch, verfolgt sie durch alle Reiche der Natur, tritt in alle Nachbargebiete bis zu den praktischen Handgriffen der Färberkunst ein und bestimmt sie in ihrem Verhältnis zur Farbenlehre. So wird der Boden für das Verstehen der seelisch-sittlichen und der ästhetischen Wirkung der Farbe gewonnen. Welt und Leben sind unter dem Gesichtspunkt der Farbe in ihrer Ganzheit aufgetan. Nun aber heißt es die Menschenseele zugleich aus der Umklammerung durch den verhängnisvollsten Irrtum erlösen. Um das Newtonsche Übel auszurotten, wird nicht nur ein bei Goethe unerhört scharfes Stück des polemischen Schrifttums vollendet, sondern die gesamte Geschichte des abendländischen Geistes in bezug auf Erkenntnis und Wissenschaft wird aufgetan in Studien von einer Großartigkeit, Allseitigkeit und Tiefe, zu denen es kein Gegenstück gibt. Als all ihrer Arbeit Erbe führt Goethe wie ein liebender Bruder das jahrtausendalte Ringen zum siegreichen Ende. So ist auch hier ein Werk vollendet, das zugleich und in demselben Gedanken Erkenntnis der Natur und

des Geistes ist. Abermals hat Goethe an den Gegenständen sich selbst erkannt und mit der Welt der Farbe das Farbensehen verstehend durchdrungen. Welterkenntnis und Selbsterkenntnis sind wie immer dasselbe. Die sich ihm offenbarte, ist abermals die Gottnatur, in allen flutenden Gestalten eine und dieselbe. Seine Wahrheit bleibt immer Gottesliebe im Verstehen.

Natur im Ganzen seines Seins war für Goethe die große Lehrerin zum Leben. Nun war die Selbstbildung vollendet: jeder Blick in die Wirklichkeiten bedeutete für Goethe die Bestätigung seines Lebens in der Natur und mit der Natur. Hier blieb die Kindlichkeit der Empfänglichkeit bis in das höchste Greisenalter gewahrt. Aber die Empfänglichkeit war in sich selber gedankliche Durchdringung. Empfangen und Gestalten fielen zusammen und waren dasselbe. Sie waren die ewig sich umbildend-bildende Natur, die in Goethe als Geist auferstand. Diese Einheit von Natur und Kultur, in der die Natur selbst Kultur wird, die Kultur immer Natur bleibt, ist die vollendete Bildung. Wenn Goethe nun von 1817 bis 1824 in sechs Heften seine Zeitschrift zur Morphologie herausgab, „Erfahrung, Betrachtung, Folgerung durch Lebensereignisse verbunden", so schenkte er seinem Volke und der Welt mit seinem Leben zugleich seine Wahrheit, da ja diese seine Wahrheit nichts als das Gedanke gewordene Leben war. Je nach der Lust der Stunde trat bald dieser, bald jener Teil seines allseitigen Naturschauens mehr in den Vordergrund, – sogar neue Gebiete öffneten sich ihm bis in die letzten Jahre. Wolkenbildung und Witterungskunde beschäftigten den Greis im Jahre 1825. Am Todestage begrüßte er in dem beginnenden Frühling das immer wieder sich erneuernde Leben. So, selber eine Natur, fand er in der Natur das gläubige Vertrauen, das ihm die ewige Jugend erhielt. Aber die Natur, die der tragende Gedanke seines Lebens ward, war in Wahrheit eine geniale Schöpfungstat des Geistes. Er lebte und dachte, wie Schiller es erkannte, in völliger Übereinstimmung mit der Wahrheit der Philosophie, jener Wahrheit, in der Kant die Philosophie neu erschuf. Nur daß er den Blick

nicht zurückwandte auf den Geist und seine Notwendigkeiten, sondern ihn erhob zum Ganzen der Wirklichkeit, wie sie als Ausdruck und Leben geistiger Notwendigkeiten uns durchsichtig wird. Als der Genius der Natur lebte er das letzte Ziel des erkennenden Geistes. Was Hegel zuerst unternahm, bleibt für immer der höchste Sinn des Philosophierens: Kant zu Goethe zu erweitern, Goethe mit Kant zu durchdringen. Es ist die Aufgabe, die in Schiller ihren großen Propheten fand.

Goethes gesamtes Werk hat den rührenden Traum des Knaben wahr gemacht: er hat dem Schöpfer Himmels und der Erden, dem Allerschaffer, dem Allerhalter in seiner Wahrheit den Altar der Gottesliebe aufgebaut.

An Charlotte von Stein

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächtge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

ÜBER DEN GRANIT

Der Granit war in den ältsten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu den unsrigen noch mehr geworden. Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit, von Syene, einem Orte an den Grenzen von Äthiopien. Die ungeheuren Massen dieses Steines flößten Gedanken zu ungeheuren Werken den Ägyptiern ein. Ihre Könige errichteten der Sonne zu Ehren Spitzsäulen aus ihm, und von seiner rotgesprengten

Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurigbunten. Noch sind die Sphinxe, die Memnonsbilder, die ungeheuren Säulen die Bewunderung der Reisenden, und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom die Trümmer eines alten Obelisken in die Höhe, die seine allgewaltige Vorfahren aus einem fremden Weltteile ganz herüberbrachten.
Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt, von ihrem körnichten Ansehen, und sie mußte in unsern Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, emporhob. Die ungeheuren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechselung ihres Kornes verleiteten einen italienischen Naturforscher zu glauben, daß sie von den Ägyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehäuft seien.
Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteines wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich befestigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart, die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte, die Grundfeste unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannigfaltigen Gebirge hinaufgebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohe Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das alles umgebende Wasser erreichte. So viel wissen wir von diesem Gesteine und wenig mehr. Aus bekannten Bestandteilen auf eine geheimnisreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es ebensowenig, seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannigfaltig in der größten Einfalt, wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältnis seiner Teile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge, und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritte wieder in sich unterschieden und im ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis



Dorfbrand. Handzeichnung Goethes

der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnelle Bewegungen derselben in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir.

Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos

erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.

Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren quellreichen Ebnen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangene Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumfloßne Insel in den alten Wassern dastand, um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete, und in ihrem weiten Schoße die höheren Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bilden. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt alles an, von Leben zu wimmeln.

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Szenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe, sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen; jedoch unerschüt-

tert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indes die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden.

Ich kehre von jeder schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrenen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf übereinander gebaut, bald in unförmlichen Klumpen wie übereinander geworfen, und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: Hier ist nichts in seiner ersten alten Lage, hier ist alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung! Ebendiese Meinung werden wir finden; wenn wir von dem lebendigen Anschauen dieser Gebirge uns in die Studierstube zurücke ziehen und die Bücher unserer Vorfahren aufschlagen. Hier heißt es bald: das Urgebirge sei durchaus ganz, als wenn es aus einem Stücke gegossen wäre; bald: es sei durch Flözklüfte in Lager und Bänke getrennt, die durch eine große Anzahl Gänge nach allen Richtungen durchschnitten werden; bald: es sei dieses Gestein keine Schichte, sondern in ganzen Massen, die ohne das geringste Regelmäßige abwechselnd getrennt seien; ein anderer Beobachter will dagegen bald starke Schichten, bald wieder Verwirrung angetroffen haben. Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Leitfaden zu ferneren Beobachtungen?

Dies ist es, was ich zu tun mir gegenwärtig vorsetze, und sollte ich auch nicht so glücklich sein, wie ich wünsche und hoffe, so werden doch meine Bemühungen andern Gelegenheit geben, weiter zu gehen; denn bei Beobachtungen sind selbst die Irrtümer nützlich, indem sie aufmerksam machen und dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben, sich zu üben. Nur möchte eine Warnung hier nicht überflüssig sein, mehr für Ausländer (wenn diese Schrift bis zu ihnen kommen sollte) als für Deutsche: diese Gesteinsart von andern wohl unterscheiden zu lernen. Noch verwechseln die Italiener eine Lava mit dem kleinkörnichten Granit und die Franzosen den Gneis, den sie blättrichten Granit oder Granit

der zweiten Ordnung nennen; ja sogar wir Deutsche, die wir sonst in dergleichen Dingen so gewissenhaft sind, haben noch vor kurzem das Toteliegende, eine zusammengebackene Steinart aus Quarz und Hornsteinarten und meist unter den Schieferflözen, ferner die graue Wacke des Harzes, ein innigeres Gemisch von Quarz und Schieferteilen, mit dem Granit verwechselt.

SEEFAHRT

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
Günstger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb und Preis dir.

Und am frühen Morgen wards Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.
Aber gottgesandte Wechselwinde treiben

Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder;
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder,
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zugrunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer:
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

*

Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend scheinen mag, so tadl ichs nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sinds
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.

Es ist bekannt, daß in Venedig die Gondolier große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen und solche auf ihre eigne Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig seltner geworden zu sein; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ohngefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beigedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung und ist eine Art von Mittel zwischen dem canto fermo und dem canto figurato; jenem nähert sie sich durch rezitativische Deklamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Silbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bei hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hintreten, und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der andere, und so wechselten sie miteinander ab. Im ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Wert, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Im ganzen aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen nach Art aller ungebildeten Menschen den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen; einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästchen, anstatt von dieser Szene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Kredit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mich, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sei; wir stiegen deswegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun

an, gegeneinander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Szene an ihrem Platze. Die stark deklamierten und gleichsam ausgeschrieenen Laute trafen von fern das Ohr und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagtöne auf einen Schrei der Empfindung oder des Schmerzens. Der andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Kanäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und wider wandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigentümliche dieser Szene, und es war leicht, unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Kanäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vormoduliert und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel; alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger; eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz Unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen; er wird das Echo des ersten und strengt sich nun auch an, gehört zu werden, wie er den ersten vernahm. Konvention heißt sie von Vers zu Vers wechseln, der Gesang kann Nächte durch währen,

sie unterhalten sich, ohne sich zu ermüden; der Zuhörer, der zwischen beiden durchfährt, nimmt teil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Tränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisierter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando lo cantano meglio.

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido – der langen Inselreihe, welche das Adriatische Meer von den Lagunen scheidet – besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocca und Palestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodieen sängen.

Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer, um zu fischen, auf das Meer gefahren sind, sich abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen, und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel schöner und noch eigentümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und Gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

MÄCHTIGES ÜBERRASCHEN

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ozean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Tale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male –
Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden –



Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weichet,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

PHILOMELE

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die harmlos atmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

LEBENSGENUSS DES VOLKS IN UND UM NEAPEL

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man da überall mit dem größten teilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Gerätschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Kommoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Kaleschen sind hochrot angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochroten Quasten und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen ge-

wöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise sein und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überglänzen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rote Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachnen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meers einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Toten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rotsamtener, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Tote mit rosenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ohngefähr jeder zwei Fuß hoch angebracht, welche große Blumenbüschel in Händen über das Kind hielten und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, sowie die Bahre sich bewegte, gleichfalls wackelten und über das Kind Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel bewegten sich um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Priester und die Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es ist keine Jahreszeit, wo man sich nicht überall von Eßwaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht allein des Essens, sondern er will auch, daß die Ware zum Verkauf schön aufgeputzt sei.

Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden,

kleine Muscheln, jedes besonders aufgetischt und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Zitronen von allen Sorten, mit dazwischen hervorstechendem grünen Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bei den Fleischwaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hängen die Teile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite oder die Keule stark vergoldet sei. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeste berühmt. Es ist alsdenn eine allgemeine Cocagna, wozu sich fünfhunderttausend Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichste verziert. Die Butiken, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmste. Die Eßwaren hängen in Girlanden über die Straßen hinüber: große Paternoster von vergoldeten, mit roten Bändern gebundenen Würsten, welsche Hahnen, welche alle eine rote Fahne unter dem Pörzel stecken haben. Man versicherte, daß deren dreißigtausend verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel, mit grüner Ware, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieses verzehret wird: alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündiget auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine usw. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk höret aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert sich des Anteils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Öls, besonders an Fasttagen, beschäftigt, einem jeden Fische und Backwerk nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon. Besonders sind die Werkstätte dieser Friggitori am Tage des heiligen Josephs, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen und mit vielen Gemälden von Seelen, welche im Fegefeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizet; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das siedende Öl; die beiden Personen aber, welche mit großen zweizinkichten Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, sind die merkwürdigsten: sie stellen Engel vor, wie sie aber solche vorstellen, wird niemand erraten.
Durch den Begriff, daß Engel große schöne goldene Haarlocken haben müssen, geleitet, mag man wohl bei großen Prozessionen den Knaben, welche als Engel dabei erscheinen sollten, blonde Perücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perücken durch die Zeit kahl geworden, oder man hat sie nicht immer so reichlockicht haben können; genug, in einem Lande, wo meist ein jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen: so daß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgendeine alte Perücke auf das eine Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren und so die guten Geister vorstellen, welche die Seelen aus dem Fegefeuer herausholen. Diese wunderliche Dekoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein geringes befriedigen und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegfeuer absenden.

Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, versuchende freundliche Worte:
Welche Segel sind dies, die zahlreich, hintereinander,
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Diese nahen, mich dünkt, so bald nicht der heiligen Erde,
Denn vom Strande der Wind weht morgendlich ihnen entgegen.

Irret der Blick mich nicht, versetzte der große Pelide,
Trüget mich nicht das Bild der bunten Schiffe, so sind es
Kühne phönikische Männer, begierig mancherlei Reichtums.
Aus den Inseln führen sie her willkommene Nahrung
Zu dem achäischen Heer, das lange vermißte die Zufuhr,
Wein und getrocknete Frucht und Herden blökenden Viehes.
Ja, sie sollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die neugestärkten heranruft.

Wahrlich! versetzte darauf die bläulich blickende Göttin,
Keineswegs irrte der Mann, der hier an der Küste
Sich die Warte zu schaffen die Seinigen sämtlich erregte,
Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu spähen,
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteste Raum eröffnet hier sich den Augen,
Nimmer leer; ein Schiff begegnet strebenden Schiffen
Oder folgt. Fürwahr! ein Mann, von Okeanos' Strömen
Kommend und körniges Gold des hintersten Phasis im hohlen
Schiffe führend, begierig nach Tausch das Meer zu durchstreifen,
Immer würd er gesehn, wohin er sich wendete. Schifft' er
Durch die salzige Flut des breiten Hellespontos
Nach des Kroniden Wieg und nach den Strömen Ägyptos',
Die tritonische Syrte zu sehen verlangend, vielleicht auch
An dem Ende der Erde die niedersteigenden Rosse
Helios' zu begrüßen und dann nach Hause zu kehren,
Reich mit Waren beladen, wie manche Küste geboten,

Dieser würde gesehn so hinwärts, also auch herwärts.
Selbst auch wohnet, mich deucht, dort hinten zu, wo sich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdrossen,
Mancher entschlossene Mann, auf Abenteuer begierig,
Und er wagt sich ins offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu
Steuernd, gelangt er hierher und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Gesellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Und mit heiterem Blick erwiderte froh der Pelide:
Weislich sagst du mir das, des weisesten Vaters Erzeugter!
Nicht allein bedenkend, was jetzt dir das Auge berühret,
Sondern das Künftige schauend, und heiligen Sehern vergleichbar.
Gerne hör ich dich an, die holden Reden erzeugen
Neue Wonne der Brust, die schon so lang ich entbehre.
Wohl wird mancher daher die blaue Woge durchschneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern sprechen:
Hier liegt keineswegs der Achaier Geringster bestattet,
Denen zurück den Weg der Moiren Strenge versagt hat;
Denn nicht wenige trugen den türmenden Hügel zusammen.

Nein! so redet er nicht, versetzte heftig die Göttin:
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort ist das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den so frühe der Erde der Moiren Willkür entrissen.
Denn das sag ich dir an, ein wahrheitsliebender Seher,
Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Okeanos' Strom, wo die Rosse Helios herführt,
Über den Scheitel sie lenkend, bis hin, wo er abends hinabsteigt,
Ja, so weit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe, verbreitet
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,

Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Träne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.

Goethe bespricht die lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn, sich seines Daseins freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole herstürmend, bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis; ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indes sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut und wohlgemut solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem, vertraulich-gesprächigem Kreise das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse, mit Brennholz befrachtet, knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge gesellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang und mancher erwärmende Genuß der Jugend sowohl als dem Alter genugtut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, be-

freit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr; immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blütenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgendeine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Äste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemütvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Akzenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt und sein bewegliches Bild auf der leisewogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegenschickt; wenn der Kahn sanft dahinwallt, das Ruder im Takte rauscht und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft: dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten

Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmutigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten mutwilliger Gäste zu Bette gebracht.
Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.
Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Land, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.
Und hier ist wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.
Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten als das Gefühl der Gemeine selbst dar: aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfener sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft, so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohltat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswert zu

finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung nach langem, stillem Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt: so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußeren Erscheinung, hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfnis der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen, sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Ebenso ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Überzeugung, daß alles der

Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreun habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefaßte Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen: sollte denn aber nicht eben jene Selbständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den inneren Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch diese Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Überzeugung, durch eigentümliche Kraft, durch festen Willen aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vorteile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen und hingegen Ungeschick, Roheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sie launicht von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem feierlichen Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.
Wo aber angeborene Vorteile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu und erwirbt sich die schätzenswertesten Freunde.
Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Anteil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im besonderen, doch im allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Kabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte, so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Teil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

AUS DER PANDORA

Epimetheus und Elpore

Epimetheus (träumend). Ich seh Gestirne kommen, dicht gedrängt!
Ein Stern für viele, herrlich glänzet er!
Was steiget hinter ihm so hold empor?

Welch liebes Haupt bekrönt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt sie sich herauf,
Die schlanke, holde, niedliche Gestalt.
Bist dus, Elpore?
Elpore (von fern). Teurer Vater, ja!
Die Stirne dir zu kühlen, weh ich her!
Epimetheus. Tritt näher, komm!
Elpore. Das ist mir nicht erlaubt.
Epimetheus. Nur näher!
Elpore (nahend). So denn?
Epimetheus. So! noch näher!
Elpore (ganz nah). So?
Epimetheus. Ich kenne dich nicht mehr.
Elpore. Das dacht ich wohl.
(Wegtretend.) Nun aber?
Epimetheus. Ja, du bists, geliebtes Mädchen!
Das deine Mutter scheidend mir entriß.
Wo bliebst du? Komm zu deinem alten Vater.
Elpore (herzutretend). Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.
Epimetheus. Welch lieblich Kind besucht mich in der Nähe?
Elpore. Die du verkennst und kennst, die Tochter ists.
Epimetheus. So komm in meinen Arm!
Elpore. Bin nicht zu fassen.
Epimetheus. So küsse mich!
Elpore (zu seinen Haupten). Ich küsse deine Stirn
Mit leichter Lippe.
(Sich entfernend.) Fort schon bin ich, fort!
Epimetheus. Wohin? wohin?
Elpore. Nach Liebenden zu blicken.
Epimetheus. Warum nach denen? Die bedürfens nicht.
Elpore. Ach, wohl bedürfen sies, und niemand mehr.
Epimetheus. So sage mir denn zu!
Elpore. Und was denn? was?
Epimetheus. Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.

Elpore. Unmöglichs zu versprechen ziemt mir wohl.
Epimetheus. Und sie wird wiederkommen?
Elpore. Ja doch, ja!

(Zu den Zuschauern.)

Gute Menschen! so ein zartes,
Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legtens in den jungen Busen;
Was ihr wollet, was ihr wünschet,
Nimmer kann ichs euch versagen,
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört ihr weiter nichts als Ja.
Ach! die anderen Dämonen,
Ungemütlich, ungefällig,
Kreischen immerfort dazwischen
Schadenfroh ein hartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Wehen
Mit dem Krähn des Hahns vernehm ich!
Eilen muß die Morgendliche,
Eilen zu Erwachenden.
Doch so kann ich euch nicht lassen.
Wer will noch was Liebes hören?
Wer von euch bedarf ein Ja?

Welch ein Tosen! welch ein Wühlen!
Ists der Morgenwelle Brausen?
Schnaubst du hinter goldnen Toren,
Roßgespann des Helios?
Nein! mir wogt die Menge murmelnd,
Wildbewegte Wünsche stürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wälzen sich zu mir empor.

Ach! was wollt ihr von der Zarten?
Ihr Unruhgen, Übermütgen!

Reichtum wollt ihr, Macht und Ehre,
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann euch solches nicht verleihen;
Ihre Gaben, ihre Töne,
Alle sind sie mädchenhaft.

Wollt ihr Macht? Der Mächtge hat sie.
Wollt ihr Reichtum? Zugegriffen!
Glanz? Behängt euch! Einfluß? Schleicht nur!
Hoffe niemand solche Güter;
Wer sie will, ergreife sie.

Stille wirds! Doch hör ich deutlich,
Leis ist mein Gehör, ein seufzend
Lispeln! Still! ein lispelnd Seufzen!
O! das ist der Liebe Ton.
Wende dich zu mir, Geliebter!
Schau in mir der Süßen, Treuen
Wonnevolles Ebenbild.

Frage mich, wie du sie fragest,
Wenn sie vor dir steht und lächelt,
Und die sonst geschloßne Lippe
Dir bekennen mag und darf.

„Wird sie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein sein?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wiederfinden?"
Ja gewiß! „Treu wiederfinden?
Nimmer scheiden?" Ja doch! ja!

EDUARD SPRANGER

GOETHE UND DER WANDEL DER ZEIT

Es ist immer ein bedenkliches Zeichen, wenn für einen Geist, dem die Menschheit lange mit williger Bewunderung gefolgt ist, plötzlich Verteidigungsreden sich häufen. Goethes Gestirn ist seit einiger Zeit in diese Konjunktur eingetreten. Früher haben sich wechselnde Goetheauffassungen abgelöst; heute begegnet er vielfach völliger Ablehnung. Sie beruft sich nicht immer auf Gründe, die in dem Wesen des Dichters und Denkers gelegen wären, sondern stützt sich auf die große Tatsache, daß die ganze kulturelle Welt sich gedreht habe: also müsse man wohl auch Goethe den Abschied geben, und man brauche sich dazu gar nicht erst um eine Auffassung von ihm zu bemühen: „Er ist uns wesensfremd." „Er hat uns nichts zu sagen."

Bedenklich ist diese Erscheinung ohne allen Zweifel. Aber noch ist nicht ausgemacht, ob für Goethe bedenklich oder für die Generation, die um ihn herumgeht. Dabei soll der Oberflächlichkeit, die es zu allen Zeiten gegeben hat, nicht gedacht werden. Ernster scheinen die Gegner, die mit ihrem Angriff auf Goethe nur einer antiliterarischen Grundhaltung überhaupt den stärksten Ausdruck geben wollen. Ein „Leben mit Goethe" gilt ihnen schon deshalb als verfehlte Einstellung, weil auch der größte Dichter für sie bloß „Literatur" – „Buchstabenwerk" – ist, ein Mensch, der nur für die Lesenden, also die Gebildeten, existiert hat. Sie suchen die großen Führer der Menschheit anderwärts: in Erlöserpersönlichkeiten, deren Leben nachwirkt, obwohl sie nie eine Zeile geschrieben haben; in den großen Gestaltern der politischen Welt, deren Ruhm sich von selbst zu Kindern und Kindeskindern fortpflanzt; in den Befreiern der Unterdrückten, die den Armen Brot und Hoffnung gegeben haben. Neben so mächtigen Naturen erscheint dann der Dichter mit seiner Leier nur noch als Glied einer verwöhnten, am Luxus des Lebens genährten Kaste: als Verwalter der Phantasiewelt, für die in besseren Tagen einmal Zeit gewesen ist. So oder

ähnlich tönt es rings um uns. Wer diesem Vorwurf irrender Lebensorientierung entgegnen will, wer zugleich die Grenzen jedes „Bekenntnisses zu Goethe" ehrlich gestehen will, muß sich Rechenschaft davon geben, in welchem Sinne er dem Geist des Dichters verbunden ist. –

I. „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." Ist das Leben selbst schon Abglanz höherer, nur geahnter Zusammenhänge, so fängt der Schleier der Dichtung diesen Abglanz noch einmal auf: sie gibt ein Bild des Lebens. Und darin scheint zuerst der Sinn der Dichtung zu bestehen, daß sie des Lebens labyrinthisch irren Lauf stillstellt, daß sie es packt, wo es interessant ist, und in ihrer kleinen Welt – seltsam zusammengedrängt – die Gehalte des Kosmos noch einmal in eignen Farben aufleuchten läßt. Wäre es dies allein, was wir der Schau des Dichters verdanken, so behielten diejenigen recht, die nur den jeweils Mitlebenden die Gabe zusprechen, das Leben, „wie es ist", ganz auszudrücken. Denn nur das Eingetauchtsein in die volle Gegenwärtigkeit wird dem „Leben" gerecht, das immer existentieller Daseinsvollzug ist, niemals aber unter die Kategorie „Vergangenheit" treten kann, ohne unlebendig zu werden. Und die Folge wäre, daß auch der größte vergangene Dichter nur in historischer Einstellung, das heißt aber mit einer Zutat gelehrter Bewußtseinshaltung, genossen werden könnte.

Angewandt auf unseren Fall: Goethes Welt ist in der Tat nicht unsre tägliche Welt. In ihr gibt es noch keine Flugzeuge und Automobile, ja in ihr wurde die Herrschaft der Maschine nur von fern geahnt. Und mehr: in ihr waltet eine ganz andere gesellschaftliche Problematik, spielen ganz andere Menschentypen mit; noch nicht der zerrissene, seiner letzten Triebhaftigkeit bewußt gewordene, an allerletzten Verzweiflungen zerbrochene Mensch. Da scheint noch alles mit der Ruhe griechischer Plastik verwandt, während sich bei uns alle Linien des Daseins expressionistisch verwirrt haben. Der moderne Mensch also, der zu Goethe kommt, findet nicht mehr sich. Vielleicht verzichtet er deshalb ganz darauf, zu

Goethe zu kommen. Vielleicht sucht er ihn nur auf, um für kurze Zeit in schöner Ferne und tröstender Ruhe zu verweilen; das aber wäre nichts anderes als ein säkularisiertes Weltfluchtmotiv.

Das gleiche Schicksal müßten dann freilich alle früheren großen Dichter teilen: Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare. Niemand könnte sie lesen, ohne sich zuvor „historisch eingestellt" zu haben. Wem dies gelingt, der mag sich dann von ihnen noch auf ihre Höhen führen lassen – aber auf Höhen außerhalb der Welt unserer Leiden und Freuden. Sie gestatten uns gleichsam Besuch bei sich, wenn wir in Ferienstimmung sind. Zu ihr gehört immer ein wenig Romantik, und sie enthält – so scheint es weiter – immer einen Zug von Flucht vor der Wahrheit. Trifft dies alles wirklich zu, dann gibt es kein reines ästhetisches Verhältnis zur Dichtung der Vergangenheit. Wie wir Ariost und Tasso oder Opitz und Haller mit dem Zusatzgefühl lesen, daß wir ihnen in ihr Jahrhundert gefolgt seien und sie von dieser Sicht aus trefflich oder erträglich fänden – so läsen wir dann auch Goethe, und mit jedem Jahr müßte die Apotheose, die ihn zeitlos machen möchte, schwächer werden.

In dieser ganzen Denkweise steckt ein leicht erkennbarer Fehler: der Irrtum nämlich, daß es irgendeine Dichtung geben könnte ohne ästhetische Distanz vom hic et nunc gelebten Leben. Wie es für die Betrachtung eines Gemäldes nur eine schmale Zone gibt, in der es als ästhetisches Gebilde wirkt, während es zu nah oder zu fern gesehen seinen Sinn verliert, so gibt es auch dem ganzen Lebensinhalt gegenüber nur eine günstig bemessene Zone des Abstandes, innerhalb deren dann freilich noch mannigfache ästhetische Sichtweisen denkbar sind. Dies also ist das erste, was dem Dichter zugebilligt werden muß, daß er seinen Standort innerhalb dieser Zone wähle. Man kann die ästhetische Betrachtung des Daseins überhaupt ablehnen – das wäre ein unangreifbares Verhalten; man kann aber nicht verlangen, daß die einfache Verdopplung der greifbar nahen Realität schon als Dichtung gelte.

Damit aber ist zugleich angedeutet, daß die Dichtung aus dem

Fluß des täglichen Geschehens etwas heraushebt, was nicht mehr bloß fließt, wie es ja auch der einfachste Gedanke, das belangloseste Urteil, auf seine Weise tut. Und wir werden vermuten dürfen, daß in dieser ästhetischen Sichtwahl ein Wurf nach dem Überzeitlichen (wenn nicht gar nach dem Zeitlosen) steckt. Seien wir vorsichtiger: es wird eine Vermählung jenes Wechsels mit der Dauer angestrebt. Wo dies nicht ist, da ist nicht Kunst. Wegen dieser Verwandtschaft des künstlerischen Schauens mit der Umformung, die das Denken am Erlebten vollzieht, redet man von der Wahrheit der Kunst. Aber die Kunst hat ihre eigentümliche Wahrheit, und weil auch der Standort des Künstlers immer eine Perspektive behält, so gibt es – seltsam genug – durchaus mannigfache Wahrheit im künstlerischen Sehen.

Das Leben der Geschlechter fließt dahin. Sein Gehalt würde mit den Lebenden verrauschen, wenn kein künstlerischer Geist ihn verfestigte. Nun ragen aus dem Strudel Felsen von ungleicher Höhe. Wer nur einen von ihnen mit langender Hand zu erfassen vermochte, der erblickt auch die anderen, über sich oder unter sich. Ohne Bild: nur wem diese Art des überzeitlichen Sehens einmal aufgegangen ist, der kann auch mit dem Auge vergangener Künstler zu sehen lernen. Denn es ist eine unbillige Anforderung, daß sich das künstlerische Werk jedem unbereiteten Gemüt unvermittelt erschließe. Wer Goethe, zunächst nur ihn als Dichter, verstehen will, der muß für Goethe reif sein. – Und jetzt zeigt sich genau das Umgekehrte jener früheren Forderung, daß man sich historisch einstellen müsse. Wo dies nötig ist, da ist gerade das echt Ästhetische gefährdet. Es muß erst jenes Auge aufgebrochen sein, das durch die zeitliche Stoffbedingtheit hindurch ewige Formen sieht. Erst in dieser Gelöstheit kann die Rede des Dichters überhaupt als dichterisch wirken. Es ist also kein Beweis gegen Goethe, wenn die Jugend von heute ihm fernsteht, sondern eher ein Beweis gegen diese Jugend: ein höheres Organ ist – vermutlich ohne ihre Schuld – in ihr noch nicht erwacht, wie es in ganzen Schichten der Menschheit früher nicht erwacht war und künftig nicht erwachen

wird. Um Dante zu verstehen, muß man freilich viel Einzelkenntnisse haben; aber man täuscht sich, wenn man glaubt, daß man mit ihnen für den Dichter Dante reif geworden sei. Auch er läßt sich nur sprechen, wenn man ihm erst lange wortlos zugehört hat. Dann aber gibt er Offenbarung.

Denn auch das Dichterische ist nur Form, nur Hülle; nur Mitteilung, in der sich ein zuletzt überästhetischer Gehalt erschließt. Ob es gelingt, dieses Mehr-als-Ästhetische, das hinter dem Schleier der Dichtung liegt, für Goethe in anderen Worten als in seinen eigenen auszusprechen, erfüllt mit begreiflichem Zagen.

II. Was der Dichter in seiner Sprache gibt, ist Offenbarung von Weltgehalt, und das heißt: von Wirklichkeit in einem höheren Sinne. Nichts scheint so selbstverständlich wie „die Wirklichkeit". Nichts ist in Wahrheit schwankender und vieldeutiger. Denn auch hier gibt es mannigfache Distanz der Betrachtung – vielleicht nennt mancher schon die flüchtige Schwelle dieses Augenblicks das Wirkliche! Auch hier gibt es Vordergrund und langsam erst sich erschließende Hintergründe, die man „heraussehen" muß. Was so vom Hintergrund gesehen wird, geht nicht in der flüchtigen Erscheinung auf, sondern wiederholt sich mit überraschender Konstanz in noch so mannigfaltig anmutenden Erscheinungen.

Schon Goethes Zeitgenossen spürten, daß sein Verhältnis zur Wirklichkeit ganz neu und eigenartig war. Er schien tiefer in sie verflochten, sie mit festeren Armen an sich zu halten als andere Idealisten, deren Gefahr es war, tatsächlich in das Reich der reinen Formen zu fliehen. Schiller wie W. v. Humboldt bemühten sich, diesen Goetheschen Realismus in der Terminologie Kants sich deutlich zu machen. Sie wählten damit eine Philosophie, die in allem genau das Gegenteil von Goethes Sehweise bedeutete und auch ihrer eigenen Geistesstruktur viel heterogener war, als sie es je bemerkt haben. Viel treffsicherer war da Mercks einfaches Wort, daß es Goethe bestimmt sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, nicht das Imaginative zu verwirklichen. Das ganze Geheimnis liegt darin, daß Goethe gerade das Schlichte

und Nahe mit dem Auge der Liebe umfing. Aber die in allem Dichterischen gegenwärtige Liebe ist vieldeutig. Es war jene Liebe, die sich mit dem Leben der Natur auf allen ihren Stufen verwandt fühlt, und doch jene Liebe, die im Ergreifen ihren Gegenstand veredelt. Sie entstammte einer weltzugewandten Mystik: im Innern der Seele wohnt die Unendlichkeit von Formenbildung und gesetzlicher Ordnung, die es gestattet, alle Gestalten der Welt nicht nur „analogisch", das heißt aus dem eignen Innern zu verstehen, sondern sie „vorbildend" (Jean Paul) gleichsam aus dem eignen Innern, und doch nach ihrem eigenen Gesetz, zu entwickeln. Es kann daher in dieser Welt nichts ganz Fremdes, nichts ganz Äußerliches geben. Alles ist von vornherein seelenbezogen, durch die *συμπάθεια τῶν ὅλων*, die schon vor Leibniz antike Philosophen geahnt hatten:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat...
...Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen."

Und wenn der Dichter scheinbar die Dinge erst in sich hineinnehmen muß, so trägt er sie im Grunde alle schon in sich und kann sie darum durch seine Liebe verschönt wieder aus sich herausstellen:

„Er hätt ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen sein."

Diese Gabe ist uns am verständlichsten, solange das in das feinere Gewebe der Dichternatur gepflanzte Bildungsvermögen im Bereiche der organischen Formen verharrt. Für diese Stufe hat

Goethe als Naturphilosoph seine Art zu sehen, seine Methode, Gestalt aus Gestalt durch Metamorphose sich entfalten zu lassen, bewußt formuliert. Denn hier hat sich die bildende Kraft der Natur selbst physiognomisch verfestigt. „Gegenständliche Denkungsart" bedeutete hier einfach: die eingeborene Formgesetzlichkeit heraussehen. Aber diese Kraft reicht weit höher hinauf, bis in die Geheimnisse der menschlichen Seele und ihren inneren Formenwandel, der als Schicksal erlebt wird. Da versagt noch die Wissenschaft; da tastet sich das künstlerische Gestalten um so produktiver vorwärts. Und es macht aus der Kraft der ursprünglichen Liebe auch den Erhöhungsprozeß mit, den die Natur auf ihrem Stufengange durchgemacht hat, selbst von einer unendlichen Liebe über sich emporgezogen. Hier waltet die spinozistische Liebe, mit der Gott in seinen Geschöpfen sich selber liebt; denn nur die unendliche, göttliche Liebe kann so uneigennützig sein.

Blicken wir von hier zu jenen historischen Bedingtheiten zurück: Goethe hat selbst von sich gesagt, es sei gleichgültig, ob er Töpfe mache oder Schüsseln. In der Tat: der stoffliche Sehbereich des Dichterauges mag sich wandeln. Und in der historischen Menschenwelt wird er sich schnell, tiefgreifend wandeln. Aber das Beseelte und Beseelende im Auge bleibt sich gleich. Der junge Goethe hätte mit dem Blick der holländischen Maler in Dresden ebenso den Wochenmarkt wie eine Schusterwerkstatt sehen können. Andrerseits wird sich einem solchen anschauenden Organ am meisten offenbaren, was unberührt von Zufälligkeiten der Zeitkonstellation den ewigen Formen nahe bleibt. Iphigenie könnte ebensogut neben uns wandeln wie im alten Griechenland; denn was sie darstellt, ist nicht diese einmalige Geschichte, auch nicht die triviale Wahrheit, daß die Lüge unfrei macht, sondern die ewige Wahrheit, die auch unsere Zeit auf der nötigen Höhe sittlicher Entfaltung noch sehen könnte und müßte: daß nämlich die Hinneigung der reinen Frauenseele den schuldbeladenen Mann vor den heiligen Mächten entsühnt. Wo keine heiligen Mächte mehr gesehen werden, da wird dies ganze sittliche Phä-

nomen nicht mehr gesehen. Aber es liegt dann an denen, deren Sinn zu, deren Herz tot ist; nicht daran, daß die sittliche Struktur der Welt sich geändert hätte.

Offenbarung in solcher Bedeutung ist es, was der seherische Dichtergenius gibt: der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Metaphysische Wahrheit aus der gestaltlosen Welt der Mütter heraufzuholen als Gestalt – das ist die weltentdeckerische Funktion des Dichters. Diese Wahrheiten bleiben, während die flüchtigen historischen Erscheinungen wechseln. Den Dichtern ist es zugerufen, was Gott der Herr den Engeln aufträgt:

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."

III. Der Durchbruch durch das Gleichnishafte der Poesie zu den metaphysischen Gehalten bedeutet trotzdem mehr als die Enthüllung starrer Typen und kahler Urphänomene. Die Welt wie das Leben sind dynamischer Natur, sie sind in Entwicklung. In der Epoche um 1800, das heißt in der Zeit hochklassizistischer Neigung, mag auch für Goethe die Gefahr nahe gelegen haben, „sich zum Starren zu waffnen". Aber die Gefahr ging vorüber. Und wenn dem innerlich suchenden Menschen von heute kaum ein anderer Geist so sehr Lebensbegleiter zu werden vermag wie Goethe, so liegt das daran, daß bei ihm die natürlichen wie die sittlichen Stufen erkennbar geblieben sind, auf denen er wurde, was er – war. Die größten Führer der Menschheit kennen wir fast ausnahmslos als Reife. Vergebens fragen wir, wie sie geworden sind, welche inneren und äußeren Schicksale sie geformt haben. Bei Goethe liegen die Jahresringe am Tage. Er selbst sprach in spätem Alter die innere Notwendigkeit seines Sogewordenseins aus. Es schien ihm damals, als ob seine Monade nur um sich selbst rotiert habe, als ob seine Entelechie sich nur gesetzmäßig zu sich selber hin entwickelt habe. Zu seinen schönsten Werken gehören die, in denen er so von sich selbst spricht: der Formgewordene von der Formwerdung, der Geprägte von der lebendigen Entwicklung.

Auch ihm war nicht mehr voll gegenwärtig, wie leidenschaftlich er sich hatte suchen müssen, um sich so reich zu finden. Seine mächtigsten Schöpfungen haben daher für uns die doppelte Bedeutung, in ihrer reifen Frucht zugleich die Phasen des Knospens und Blühens erkennen zu lassen. Die Teilschlüsse des „Wilhelm Meister" und des „Faust" enthüllen die Dynamik eines Lebens, das um Resultate bemüht ist. Die Wahrheit, die im Werden liegt, wirkt auf den modernen Menschen um so befruchtender, als er selbst fast nur noch den rasenden Rhythmus spürt, mit dem er durch das Leben rennt, aber der Gestalt nicht inne wird, die er damit empfängt, noch weniger des Zieles bewußt wird, in dem er ruhend verweilen könnte. Goethe: das Kind, der Jüngling, der Mann, der Greis sind blutvolle Gestalten, zu denen sich die Werke wieder wie Gleichnisse verhalten. Wir lieben an einer „Natur" weder das Titanische noch das Apollinische noch das Olympische – wir lieben an ihr, daß sie den Weg ging, auf dem Menschen hoffen und zagen, fallen und sich erheben. Was wußte man von schäumender Jugend vor Goethe und was vom Reichtum des Spätherbstes, in dem alle menschlichen Gezeiten nachglänzen? Durch solche Treue gegenüber jedem Stadium des Werdens beginnt diese Monade uns weit über das Dichterische hinauszuführen, bis zu den Pulsen des naturhaft-geistigen Lebens selbst, das auch in unsern Adern seine wandlungsreiche Melodie spielt. Wenn Goethe den Rhythmus seiner Entwicklung als Wechsel von Expansion und Kontraktion, von Ausatmen und Einatmen, von Entselbstung und Verselbstung bezeichnet hat, so erscheint auch uns dieser Lebensstrom wie ein Überschäumen mit immer neuer Bändigung, wofür man nicht einfach die Kunst„stile" gotisch und klassisch oder das „Prinzip" der Unendlichkeit und der Vollendung setzen darf. Mindestens sind das keine sich ausschließenden Phasen, sondern die Gegensätze sind immer ineinander, und die Lösung besteht nicht darin, daß eine siegt. Das Faustische in Goethe – und das ist das Werden, das niemals im Entwerden endet – treibt auch über das klassische Motiv der



Am Gartenzaun. Handzeichnung Goethes

Selbstbegrenzung hinaus: es sprengt den Zusammenhang der bekannten Welt und weist in Gleichnissen hinüber zum Transzendenten. Man liebt den jungen Goethe; man bewundert den Mann; den Greis hat kaum einer verstanden, es sei denn, daß ein Scheidender – mit Goethe „in die Ferne hoffend“ – diese stillen Blicke mit ins Grab genommen habe. Schon die Sprache des Alters preßt Gedanken, die sich in 40 Jahren entwickelt haben, wieder in eine Form zurück, in der sie wie im Keim verborgen ruhen. Nur die Weisen verstehen die „selige Sehnsucht“, die der Flammentod einer neuen Geburt ist. Wieder liegt im Sterben das Werden – die Seligkeit ewigen Werdens, ein neuer Himmel der Menschheit: de revolutionibus caelestium! Im Blindwerden öffnet sich das letzte Sehen. Alle Wände, die Gott zwischen sich und dem Suchen des Menschen aufgerichtet hat, diese ganze Bilderwelt deutet weit über sich hinaus, und während Beethoven in der Neunten vom Gewoge der Töne hindurchbricht zu der neuen Sprache des Wortes, scheint Goethe ganz zum Musikalischen hinübergetrieben zu werden. Aber wenn aus den abschließenden Engelschören noch einmal das „Doppelglück der Töne und der Liebe“ wogt, so wendet sich doch zugleich der Blick des Scheidenden mit heiterer Liebe zurück zu den Gestalten, die seine Gespielen auf den irdischen Gefilden waren:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!“

Da ist zum ersten Male der Mensch, der auf der Grenze liebevoll auszuruhen vermag: Moses – beseligt im Vorgefühl. Denn diese vorwärts- und rückwärtsschauende Liebe selbst wird jetzt zum Höchsten der Gleichnisse, und geboren wird aus ihr – nicht ein Euphorion, der im Ikarusflug zerschellt, nicht eine Helena, die sich in die schöne Glut der Abendwolke auflöst –, sondern die himmlischen Wunder, die alle um die ewige Liebe kreisen:

„Wenn er dich ahnet, folgt er nach.“



IV. Dieser Anstieg des Hypsistariers ist mehr als organische Metamorphose. Das Bild von Werden und Wachsen, von Stengel, Blättern, Blüte, Frucht versagt hier. Denn dazwischen liegt der Abgrund des Tragischen, den Goethe immer gesehen hat, von dem er aber geschwiegen hat, bis er ihn sieghaft überwand. Es gehört zum tieferen Sinn für Menschliches, auch auf das zu lauschen, wovon ein Mensch sein Leben lang geschwiegen hat, weil es – noch – zu groß für ihn war. Es ist die höchste Ehrfurcht, die über die göttliche Tiefe des Leidens zu schweigen weiß.

Das Tragische erscheint bei Goethe in zwei Gestalten: als Wucht des äußeren, unverstandenen Schicksals, das den großen Menschen auf der Höhe des Wirkens vernichtet. Diese Anschauung erinnert an den Hegelschen Weltgeist, der das Individuum wegwirft, nachdem er sich seiner eine Zeitlang bedient hat. Tiefer jedoch empfindet Goethe die Tragik, die darin liegt, daß ein Mensch die höheren Gesetze seines Lebens gebrochen hat. Denn dies gehört zu Goethes stillen Überzeugungen, daß die Monade in sich selbst ein Stufenreich trägt. Über den Anziehungs- und Abstoßungsverhältnissen nach Art chemischer Wahlverwandtschaft, über der organischen Entwicklung des eignen naturverwandten Wesens stehen jene höheren Gesetze, die im Gewissen vernehmbar werden. Die Sonne des Sittentages – deines Sittentages – gehört mit in die große Ordnung des Kosmos. Es ist die größte Aufgabe des Menschen, sich selbst zu einem tätigen Zentrum in der Welt zu entfalten, indem er die Naturgesetzlichkeit und das sittlich-persönliche Wesensgesetz „gegeneinander bewegt", d. h. beide „Sonnensysteme" miteinander vereinigt, wie es auch Kant als Höchstes geahnt hat. Ist doch im Menschen ein Siderisches wie ein Erdgebundenes. Mit den beiden Seelen in sich fertig zu werden, erfordert einen lebenslangen Kampf. Aber hier sind wieder mannigfache Lebensmotive ineinander gewoben.

Der Weg der bloß ästhetischen Daseinsvollendung war für Goethe immer neue Versuchung. Vom Werther über Tasso und den Urmeister bis zur Pandora und zur Helenatragödie klingt

dieses Leitmotiv an, jedesmal vertieft, jedesmal tragischer. Die Grenze der ästhetischen Lebenshaltung liegt darin, daß sie das Dasein voreilig entstofflicht, seine harten Realitäten in der Phantasie aufhebt und eine Harmonie des Herzens anstrebt, in der der letzte Ernst umgangen wird. Kierkegaard schildert den Ästhetizisten in der Sondergestalt des impressionistischen Daseinsstiles. Goethe hat nach der expressionistischen Wertherphase immer die klassische Harmonie gemeint, in der Erlebnisstoff und personale Form zum Gleichgewicht gelangt sind. In diesem Lichte sah man damals die Griechen. Ein letztes Mal wallt dieses Motiv empor mit der ganzen Leidenschaft seines metaphysischen Rechtes: denn nicht bloß in sehnsüchtiger Phantasie, sondern bei den Müttern, den ungestaltet-gestaltenden Urmächten (der natura naturans) ist das Hochbild der Schönheit beheimatet, das dem überquellenden nordischen Geiste Ruhe verspricht: Helena. Aber auch dieses Metaphysische ist nicht das letzte.

„Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort."

Mag das Ziel der Natur der schöne Mensch sein: dann jedenfalls gibt es noch eine höhere Natur, deren Ziel der schaffende, der tätig strebende Mensch ist.

Die tätige Entelechie bedeutet den zweiten Weg, auf dem Goethe der Tragik der Unvollendbarkeit zu entfliehen sucht: „Wer immer strebend sich bemüht..." In solcher rastlosen Tätigkeit liegt das Ringen mit dem vollen Stoff des Daseins an Stelle bloßer Dichterträume. In der Arbeit an der Welt vollendet sich der Mensch, weil er in ihr sich überwinden muß, weil in ihr jede bloß poetische oder theatralische Sendung notwendig zur Entsagung führt. Hier muß der einzelne sich in Reih und Glied stellen. Seine Einseitigkeit findet an anderen ihre Ergänzung. Die Gemeinschaft wird das „Band" (der συνδεσμός), das ihn mit dem Sinn der Welt verkettet. Schon hier also findet das schöne organische Wachstum aus dem natürlichen Lebensgesetz heraus seine Grenze

an Überwindungen. In immer neuen Geburten gelangt der entsagende Mensch durch sie zu höheren Wesensstufen. Und wenn es eine Schönheit gibt – das bekennt Goethe seit der „Pandora" und den „Wanderjahren" immer deutlicher –, dann ist es die Schönheit, die sich auf dieser Realistik, diesem Wahrheitssinn, dieser Arbeit am Begrenzten aufbaut: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen." Aber das Schöne ist auch dann nicht das letzte, sondern die Läuterung durch das unermüdliche Streben; und alle Läuterung ist Weg zur Erlösung.
Dieser dritte, höchste Weg wäre nicht Goethes Sehnsucht geworden, wenn das Erlebnis der Schuld in ihm nicht so stark gewesen wäre. Wir kennen dies von den erlebten Wurzeln der Gretchentragödie bis zur Helenatragödie und dem Frevel an der Hütte der friedlichen Greise. Es ist kein Sündengefühl von der spezifisch-christlichen Färbung, weil Goethe den spezifisch-christlichen Sündenstolz und die wesensmäßige Sündhaftigkeit des Menschen von sich wies. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der die Theologen davon redeten, widersprach der Tiefe seiner Erfahrungen. Sie enthielten mehr als die Überzeugung von dem unvermeidlichen Irren, das im Streben des Menschen liegt, oder von dem Fluch der Endlichkeit im Leibnizischen Sinne. Sie enthielten die Erschütterung durch persönliche Schuld mit ihrem ganzen letzten Ernst. Die himmlischen Mächte sind nicht ohne Anteil daran: „Ihr laßt den Armen schuldig werden." Selbst Ottilie, die zu kindlich reiner Einheit ihres Wesens bestimmt scheint, entgeht diesem inneren Schicksal nicht. Der Mensch zerbricht daran. Hier ist zunächst keine Kontinuität; sondern hier liegt der Abgrund und die Verzweiflung, von denen Goethe geschwiegen hat oder doch nur in der Verhüllung der tiefsten Ergriffenheit gesprochen hat. Gibt es für diesen Bruch keine Heilung? Gibt es hierfür keine Lösung? – Schon in der Iphigenie klingt die Antwort an. Sie liegt nicht ursprünglich in der Erfahrung des männlichen Daseinsweges für sich. Verborgen und verschlungen in die Phasen der männlichen Tragödie „Faust"

finden sich nicht zu Ende gedichtete Spuren des weiblichen Weges: es gibt Stufen der Liebe, wie es Stufen des Strebens gibt. Und wenn im Streben Überwindung auf Überwindung folgt, so ist die Liebe die Überwinderin selbst. Auch sie steigt in Stufen von der schlichten, irrenden, nicht schuldfreien Frauenliebe bis zu der, die im Gleichnis der Himmelskönigin gemeint ist: der Liebe, die das ganze Weltgefüge erlösend trägt und zusammenhält. Alles männliche Streben ringt dieser ewigen Liebe ahnungsvoll entgegen. In der weiblichen Natur aber hat sie sich am tiefsten der leidenden Erde zugeneigt, schenkend und heilend aus der letzten Fülle des Leidens heraus. In sie eingehüllt, walten rings um den Menschen schon hier erlösende Kräfte. Der letzte Schritt also ist nicht mehr Tätigkeit, sondern Werk der entgegenkommenden Gnade:

„Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Die stets unvollendeten Kreise menschlichen Daseins runden sich in dieser Erlösung, die sich in unzähligen Stufen der Läuterung an der immer *werdenden* Entelechie vollzieht. Das ist das *letzte* Wort Goetheschen Daseinsverständnisses: die Welt ist von der Liebe umfangen. Vielleicht ist auch sie noch ein Gleichnis; aber kein anderes trägt darüber hinaus:

„Das Unzulängliche,
Hier wirds Ereignis."

Deshalb ist das Kreuz mit Rosen umwunden ...

„Ein Leben mit Goethe führen" heißt, diesen Wegen ahnend folgen. Jeder Stufe, die wir durch Überwindungen in uns selbst erringen, gibt er eine neue Antwort. Er gibt sie im Gewand der Dichtung; aber geboren ist diese Dichtung aus dem „heiligen Ernst", den auch wir ins Leben mit hinausnehmen sollen. Und was ist dieses Leben? Ist es die Welt der Flugzeuge und Automobile, der Maschinen und der Wirtschaftskämpfe? Oder ist es die



Welt der ewigen menschlichen Geschicke, die bei aller Wandelbarkeit des Daseinsstoffes aus den Tiefen der gottentstammten Seele emportauchen? Von ihnen haben Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare gekündet. Ihre Sprache altert nicht, wie die Goethes nicht altern wird. Wohl aber richtet sich an uns die Frage, ob wir uns noch so hoch erheben können, um diese Wahrheiten auch nur zu verstehen, geschweige denn zu leben? Man verweist auf jenen modernen Menschentypus, der unter so schweren realen Bindungen steht, daß ihm ein solches „aus der Muße geborenes" Ideal nicht mehr erreichbar ist und also nichts bedeuten kann.

Es ist eine seltsame Verkehrung, wenn man verlangt, daß sich die Ideale nach unsern äußeren Lebensbedingungen richten sollen, statt zu bekennen, daß es der Sinn der Idee sei, Kraft zu geben, um den Widerstand der Welt zu überwinden. Der Mensch mag heute noch so sehr in Fesseln liegen: er würde sie gar nicht als Fesseln empfinden, wenn ihm nicht diese Ahnung eines höheren, reineren Daseins geblieben wäre. Hätten jene Ideale ihre Wurzeln abseits vom ewigen Kern des Menschen, von der Welt des Strebens und der Arbeit, der Sehnsucht und der Liebe, so wäre es erlaubt, sie als weltfern zu verleugnen. Es ist wahr, daß es dem Menschen von heut schwerer wird, die Tiefe in sich aufzugraben, deren Nacht so hohe Sterne erleuchten. Von uns würde vielleicht niemand die Kraft haben, sie zu entdecken. Das aber ist das Recht der Seher in der Menschheit, daß sie uns das Leben besser und reicher deuten, als wir es vermöchten. Wer da meint, er müsse sich historisch einstellen, um solche Gesichte zu verstehen, bewegt sich auf einer falschen Ebene, eben deshalb, weil er sich nur in der Ebene des fließenden Daseins zu bewegen bereit ist. „In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen." Man muß den Weg zu den Müttern hinabgehen und wiederum zu den Höhen emporsteigen, von denen aus die ewige Liebe das Weltgefüge trägt. Dem Dichter dieser Höhen und Tiefen antwortet nur, was in uns aus gleichen letzten Wesensschichten klingt:

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag."

PROOEMION

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf!
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft;
In jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

Soweit das Ohr, soweit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug;
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort;
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

SHAKESPEARE, VERGLICHEN MIT DEN ALTEN UND NEUSTEN

Das Interesse, welches Shakespeares großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene



Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deshalb uns alles, was sich von ihm herschreibt, so echt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantischen genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Wert eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum von der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht grenzt.

Desohngeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getennt, nicht etwa der äußeren Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sei, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch sein, zu andern uns schon bekannten Gegensätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sei, anzudeuten. Diese Gegensätze sind: Antik–Modern, Naiv–Sentimental, Heidnisch–Christlich, Heldenhaft–Romantisch, Real–Ideal, Notwendigkeit–Freiheit, Sollen–Wollen.

Die größten Qualen, sowie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen; und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrtum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältnis zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied

unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf und versuche, ob sich damit etwas leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radikal getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andre untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen. Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt der Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenspielern mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können. Beim L'hombre und ähnlichen Spielen findet das Gegenteil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Türen gelassen: ich kann die Karten, die mir zufallen, verleugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vorteil ziehen; und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Ödipus über alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele

Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz; oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sei. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst sowie unsre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, indem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakespeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakespeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwengliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachteile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Konflikt, und diesen läßt Shakespeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen

durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakespeare: denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate und die Überhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Ähnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakespeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Altertums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuten könnte. Eine Notwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakespeare auf seinem Wege sich genähert: denn indem er das Notwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studieren müßten. Anstatt unsre Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen, unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und oft, ohne zu wissen warum, über alles präkonisieren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vorteil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeitlang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen wie Shakespeare die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgendeine bestimmte Religion, religios zu entwickeln.

PARIA

Des Paria Gebet

Großer Brahma, Herr der Mächte!
Alles ist von deinem Samen
Und so bist du der Gerechte!
Hast du denn allein die Brahmen,
Nur die Rajahs und die Reichen,
Hast du sie allein geschaffen?
Oder bist auch du's, der Affen
Werden ließ und unseresgleichen?

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was andre tödlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber du, du sollst uns achten,
Denn du könntest alle schelten.

Also, Herr, nach diesem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde;
Oder eines laß entstehen,
Das auch mich mit dir verbinde!
Denn du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir andern, dich zu loben,
Wollen solch ein Wunder hören.

Legende

Wasser holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Brahmen,
Des verehrten, fehlerlosen,

Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquicken –
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristallner Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges' Fluten,
Beugt sich zu der klaren Fläche –
Plötzlich überraschend spiegelt,
Aus des höchsten Himmels Breiten
Über ihr vorübereilend,
Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ewgen Busen schuf.
Solchen schauend, fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschaun,
Weist es weg, da kehrt es wieder,
Und verworren strebt sie flutwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heilige Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln,
Ists denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rat und Hilfe gleich versagt? –
Und so tritt sie vor den Gatten;
Er erblickt sie, Blick ist Urteil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt sie zu dem Totenhügel,
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte sie zu widerstreben?
Wüßte sie sich zu entschuldgen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn.
„Wessen Blut ists? Vater! Vater!" –
Der Verbrecherin! – „Mitnichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen,
Fließt wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt." –
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! –
„Wessen ist es?" – Schweige! Schweige!
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geschehen? was verschuldet?
Her das Schwert! ergriffen hab ichs;
Deine Gattin magst du töten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,

Seiner einzig teuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn."

Halt, o halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, enteil, enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,
Du berührest mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt sie dir.

Eilend, atemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Überkreuzt, und so die Häupter –
Welch Entsetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das tot erblaßte;
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt ers eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildnis. –
Von der Mutter teuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süßen,
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! welch Übereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage:
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd ich unter Göttern sein;
Ja, des Himmelsknaben Bildnis
Webt so schön vor Stirn und Auge –
Senkt sichs in das Herz herunter,

Regt es tolle Wutbegier.
Immer wird es wiederkehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären,
So hat Brahma dies gewollt.
Er gebot ja buntem Fittich,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern
Göttlich-einzigem Erscheinen
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenns den Göttern so beliebt.
Und so soll ich, die Brahmane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende dich dem Vater!
Tröste! – Nicht ein traurig Büßen,
Stumpfes Harren, stolz Verdienen
Halt euch in der Wildnis fest;
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringstem:
Daß ihn Brahma droben hört!
Ihm ist keiner der Geringste –
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster, ohne Hilf und Rettung,
Sei er Brahma, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wirds empfinden, wirds erfahren:
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte,
Die er gräßlich umgeschaffen,
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zugute komme das.
Und ich werd ihn freundlich mahnen,
Und ich werd ihm wütend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle –
Ein Geheimnis bleibe das.

Dank des Paria

Großer Brahma! nun erkenn ich,
Daß du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn ich,
Denn du lässest alle gelten.

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief Herabgesetzten,
Alle hast du neu geboren.

Wendet euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt!
Nun beharr ich, anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

BESUCH BEI PLESSING

Zu manchem andern, brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1776, von Wernigerode datiert, Plessing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen: man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und

Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämtlich Gelerntes zu eigener innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Stil gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Anteil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Anteil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn, nach jenem Zeitsinn, der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für rätlich. Ich hatte mir, unter bekannten Umständen, schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren, höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend, sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten.

Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgendeine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten, kürzern, aber auch lebhafteren, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und, sie ihm nicht zu versagen, mich feierlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöten beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht, ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, notgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks, im Eisenachischen unternommen, der ich, als damaliger Gast, auch

beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubnis, nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wundersamen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Geschäftsleuten, sondern auch von vielen am Ganzen teilnehmenden Weimarern öfter den lebhaften Wunsch hören, es möge doch das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe vom Bergbau allenfalls besaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Anteil verlangt, aber diesen konnt ich an irgendeinem Gegenstand nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich, vor allen Dingen das Bergwesen in seinem ganzen Komplex, und wär es auch nur flüchtig, mit Augen zu sehen und mit dem Geiste zu fassen; denn alsdann nur konnt ich hoffen, in das Positive weiter einzudringen und mich mit dem Historischen zu befreunden. Deshalb hatt ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahreszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Korrespondenten persönlich zu sehen und zu prüfen, wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel „Harzreise im Winter" so lange als Rätsel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düstern und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erst spät in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet, es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirt mich gar nicht aufnehmen: die Kommissarien der höchsten Höfe, hieß es, seien schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dies nun glücklich vollendet sei, gäben sie heute abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann, mir den Bretterverschlag in der Wirtsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weiß zu überziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite, hellerleuchtete Wirtszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Astlücke die beste Gelegenheit, die, seine Gäste zu belauschen, dem Wirte selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlerleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie, wie man oft die Hochzeit von Kana gemalt sieht; nun musterte ich bequem von oben bis herab also: Vorsitzende, Räte, andere Teilnehmende und dann immer so weiter, Sekretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glücklich geendigtes beschwerliches Geschäft schien eine Gleichheit aller tätig Teilnehmenden zu bewirken, man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug, es war ein fröhliches, bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigentümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dies mir nach der düstersten Nachtreise in den Harz hinein ergötzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurteilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als säh ich in einer Berghöhle wohlgemute Geister sich erlustigen.

Nach einer wohldurchschlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu; ich durchkroch sie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereignis ganz genau. Schwarze Marmormassen, aufgelöst, zu weißen kristallinischen Säulen und Flächen wiederhergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.
Wieder ans Tageslicht gelangt, schrieb ich die notwendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel „Harzreise im Winter" die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind.

Aber abseits, wer ists?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Wert
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Im Gasthof zu Wernigerode angekommen, ließ ich mich mit dem Kellner in ein Gespräch ein; ich fand ihn als einen sinnigen Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagt ihm darauf, es sei meine Art, wenn ich an einen fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngern Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichneten; er möge mir daher jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Kellner, es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sei er schon in Schulen ausgezeichnet worden und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune tadeln und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sei er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet sein, so könnte es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in geistlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unvermuteten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen: er glich seinem Briefe völlig, und so wie

jenes Schreiben erregte er Interesse, ohne Anziehungskraft auszuüben.
Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärt ich mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen Familien-Angelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahrszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.
Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: „Da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so berühmt macht, öfters besucht haben!" Dieses bejaht ich ganz einfach und fing an, von Rat Kraus, von der Zeichenschule, von Legationsrat Bertuch und dessen unermüdeter Tätigkeit zu sprechen; ich vergaß weder Musäus noch Jagemann, Kapellmeister Wolf und einige Frauen und bezeichnete den Kreis, den diese wackern Personen abschlossen und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.
Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: „Warum nennen Sie denn Goethe nicht?" Ich erwiderte, daß ich diesen auch wohl in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen und von ihm selbst persönlich als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er teils allein, teils in andern Verhältnissen lebe.
Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr, mit einigem Ungestüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzenssagazität gegönnt gewesen, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere.
Er war einigemal im Zimmer auf und ab gegangen, indes die Magd hereintrat, eine Flasche Wein und sehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrot auf den Tisch setzte; er schenkte beiden ein, stieß an und schluckte das Glas sehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit

etwas gemäßigteren Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: „O verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen alles entdecken muß. Dieser Mann, wie Sie mir ihn beschreiben, hätte mir doch antworten sollen! ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geschickt, ihm meine Zustände, meine Leiden geschildert, ihn gebeten, sich meiner anzunehmen, mir zu raten, mir zu helfen, und nun sind schon Monate verstrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigstens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein so unbegrenztes Vertrauen wohl verdient."

Ich erwiderte darauf, daß ich ein solches Benehmen weder erklären noch entschuldigen könne; so viel wisse ich aber aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger, sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außerstand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken.

„Sind wir zufällig so weit gekommen," sprach er darauf mit einiger Fassung, „den Brief muß ich Ihnen vorlesen, und Sie sollen urteilen, ob er nicht irgendeine Antwort, irgendeine Erwiderung verdiente."

Ich ging im Zimmer auf und ab, die Vorlesung zu erwarten, ihrer Wirkung schon beinahe ganz gewiß, deshalb nicht weiter nachdenkend, um mir selbst in einem so zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun saß er gegen mir über und fing an, die Blätter zu lesen, die ich in- und auswendig kannte, und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Physiognomisten überzeugt, ein lebendiges Wesen sei in allem seinen Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige sich in vollkommener Einheit ihrer Eigentümlichkeiten. Der Lesende paßte völlig zu dem Gelesenen, und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es nun auch mit der Gegenwart. Man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, eine Teilnahme, die mich denn auch auf einen so wunderlichen Weg geführt

hatte: denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmut, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit tat sich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Hast, was ich dazu sage? und ob ein solches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte?

Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntnis genommen, dagegen sich durch Lektüre mannigfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zugrunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

Da ich an mir und andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagt ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten:

„Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben: denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte, sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören: man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Teilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein tätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit

und Belehrung; wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde."

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. „Mir, als Landschaftsmaler," sagte ich, „mußte dies zuallererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Natur-Bilder und -Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet."

Damit ich mich nun aber nicht ins Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir sogar diese notgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm, mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich, als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Turm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer und gelangte sodann zur Baumannshöhle.

Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte, der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleichgestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen: denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Wert einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern Einbildungskraft von sich ablehnt. Ebensowenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe? eine Be-

schreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen, als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.

Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten, noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzu großer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich. Seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademieen zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehn und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen, den jungen Mann nicht wiederzusehen: in Gefolg dessen bestellt ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes, entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte; welches denn der gewandte Bursche mit eigner Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordosthange des Harzes, im grimmigen,

mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messinghütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich diesmal nicht weiter erzähle, da ich mich künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.

Ich wüßte nicht, wieviel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billett ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen sein. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt, allein er blieb, hereintretend, ganz ruhig und sprach: „Ich bin nicht überrascht, Sie hier zu finden; die Handschrift Ihres Billetts rief mir so deutlich jene Züge wieder ins Gedächtnis, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnisvollen Reisenden abermals hier zu finden."

Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern sich seine innern Zustände wirklich gebessert hatten, wüßt ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen, denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich; nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte.

Noch eine Zeitlang unterhielten wir ein briefliches Verhältnis; ich kam in den Fall, ihm einige reelle Dienste zu leisten, deren er sich denn auch bei gegenwärtiger Zusammenkunft dankbar erinnerte, sowie denn überhaupt das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Teilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzuteilen. Ihm war geglückt, im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimnis neigt, woraus er denn die Anfänge

und Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessierte.

Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich: er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wütender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet. Zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die besten, wenigstens erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht, sich sonderlich zu pflegen und zu schonen; auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können: noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentlich frohe Mitteilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art, zu sein, konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

*

Dämmrung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh;
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun im östlichen Bereiche
Ahn ich Mondenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.

Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

AUS DER PANDORA

Epimeleia

Einig, unverrückt, zusammenwandernd
Leuchten ewig sie herab, die Sterne;
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windesfächeln,
Und im Fächeln atmet Philomele,
Atmet froh mit ihr der junge Busen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!

Sternenglanz und Mondes Überschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Lieblich, horch! zur feinen Doppellippe
Hat der Hirte sich ein Blatt geschaffen
Und verbreitet früh schon durch die Auen
Heitern Vorgesang mittägiger Heimchen.
Doch der saitenreichen Leier Töne,
Anders fassen sie das Herz, man horchet,
Und wer draußen wandle schon so frühe?
Und wer draußen singe goldnen Saiten?
Mädchen möcht es wissen, Mädchen öffnet
Leis den Schalter, lauscht am Klaff des Schalters.
Und der Knabe merkt: da regt sich eines!
Wer? das möcht er wissen, lauert, spähet;
So erspähen beide sich einander,

Beide sehen sich in halber Helle.
Und, was man gesehn, genau zu kennen
Und, was man nun kennt, sich zuzueignen,
Sehnt sich gleich das Herz, und Arme strecken,
Arme schließen sich; ein heilger Bund ist,
Jubelt nun das Herz, er ist geschlossen.

Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Beteuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

*

Ja, das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles ist als wie geschenkt.

*

Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges, aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn jedermann und allem Recht geschähe, und so ist jedermann zufrieden.

Die Existenz irgendeines Wesens erscheint uns ja nur, insofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sind wir ungerecht gegen die stillen, dunklen Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerm starken Antrieb tätig war, trefflich vor sich hin wirkte und kein anderes Dokument seines Daseins zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengrenzen. Es ist meistens der schönste der ganzen Überlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genötigt finden, so erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte gebildete Person kennen lernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber herausahnden als herausforschen. Nur müßte man nicht so griesgrämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit getan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabsehen.

HAUSGARTEN

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Der schwache Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert,



Das Gartenhaus. Handzeichnung Goethes

in welchem sie vorkommen. Sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz, ja im Widerstreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbarischen: denn Tugenden sind zu jeder Zeit selten, Mängel gemein. Und stellt sich denn nicht sogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

AUS DEM EPILOG ZUM TRAUERSPIELE „ESSEX“ [VON J. G. DYK]

Wer Mut sich fühlt in königlicher Brust,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Lust
Des Stufenthrones untergrabne Bahn,
Kennt die Gefahr und steigt getrost hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Last,
Er wägt sie nicht; entschlossen, wie gefaßt,
Drückt er sie fröhlich auf das kühne Haupt
Und trägt sie leicht, als wie von Grün umlaubt.
So tatest du. – Was noch so weit entfernt,
Hast du dir anzueignen still gelernt;
Und was auch Wildes dir den Weg verrannt,
Du hasts gesehn, betrachtet und erkannt. –

Doch mit dir selbst, in Glück und in Gefahr,
Elisabeth, dir selbst getreu und wahr,
Mit Recht verschlossen. – Welches zweite Herz
Vermag zu teilen königlichen Schmerz?
Die falsche Welt, sie buhlt um unsern Schatz,
Um unsre Gunst, sogar um unsern Platz;
Und machst du je dir den Geliebten gleich,
Nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.
So war auch dieser. – Und nun sprich es aus:
Dein Leben trugen sie mit ihm hinaus. –

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Dies gibt man zu; doch wer gesteht sich frei,
Daß diese Liebe nun die letzte sei;
Daß sich kein Auge mehr mit froher Glut
Zu unserm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraschtem Herzen leicht entquoll,
Verrätrisch mehr die Wange färben soll;
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiedersehn zu hoffen, das beglückt;
Daß von der Sonne klarster Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird. – Hier ist es Nacht, –
Und Nacht wirds bleiben in der hohlen Brust.
Du blickst umher und schauest ohne Lust,
Solang die Parze deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den du selbst gestirnt,
Und suchst vergebens um dein fürstlich Haupt
Den schönsten Stern, den du dir selbst geraubt;
Das andre scheint ein unbedeutend Heer,
Gesteh dirs nur! denn Essex lebt nicht mehr.

War er dir nicht der Mittelpunkt der Welt?
Der liebste Schmuck an allem, was gefällt?
War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
Als wie der Rahmen um ein kostbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie schritt er nicht so frei, so musterhaft!
Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft;
Wie lauscht ich gern dem wohlbedachten Rat!
Erst reine Klugheit, dann die rasche Tat;
Gemäßigt Feuer erst, dann Flammenglut,
Und königlich war selbst sein Übermut.

Doch ach! zu lange hast du dirs verhehlt:
Was ist das alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günstling, gegen uns ergrimmt,
Das rauben will, was wir ihm frei bestimmt,
Wenn unsre Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo sie belohnen wollte, strafen muß!

Er ist gestraft – ich bin es auch! wohlan,
Hier ist der Abschluß! Alles ist getan,
Und nichts kann mehr geschehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie sind verschwunden, alles ist nicht mehr!

Und über dieses Nichts du Herrscherin!
Hier zeige sich zuletzt dein fester Sinn:
Regiere noch, weil es die Not gebeut,
Regiere noch, da es dich nicht mehr freut.
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,
Dich so zu sehen, ist die Welt gewöhnt;
So unerschüttert zeige dich am Licht,
Wenn dirs im Busen morsch zusammenbricht.

Allein wenn dich die nächtlich stille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
In deiner Zimmer einsamstem Gemach
Entledige sich dein gerechtes Ach!
Du seufzest! – Fürchte nicht der Wände Spott,
Und wenn du weinen kannst, so danke Gott!

Und immer mit dir selbst, und noch einmal
Erneuet sich die ungemeßne Qual.
Du wiederholst die ungemeßne Pein:
Er ist nicht mehr; auch du hörst auf, zu sein –
So stirb, Elisabeth, mit dir allein!



Tun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohltat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

HANS HEINRICH SCHAEDER

BETRACHTUNGEN
ZUM WEST-ÖSTLICHEN DIVAN

Gedichte, die wir in uns aufnehmen, werden uns, mögen sie in sich noch so unerschöpflich sein, in rückblickender Erinnerung zu ruhenden und festen Gebilden. Sie treten in eine geistige Ordnung, aus der wir sie als vertraute, uns zugehörige Dinge wieder vor die Seele zu rufen vermögen. Der Divan – und es wäre schwer, in diesem Betracht ein zweites lyrisches Werk neben ihm zu nennen – wird uns nie zu eigen. Er nimmt uns auf und entläßt uns wieder. Wir suchten seine Fülle unsern Sinnen einzuprägen – treten wir dann wieder in ihn ein, so finden wir ihn durchaus gewandelt, in allen seinen Teilen und ihren inneren Beziehungen erneuert, vertraut und rätselhaft zugleich. Wir können uns seiner nicht versichern, unser Gefühl verharrt vor ihm in der Ehrfurcht vor den „unbegreiflich hohen Werken". Er führt sein geheimnisvolles und unnahbares Leben, an dem wir für eine Weile und nach unsern Kräften teilnehmen, ohne viel mehr als ein Ahnen von ihm gewinnen zu können.
Mit Andacht und Sorgfalt hat die Forschung alles zusammengebracht, was zum Verständnis seiner Entstehung dienen kann. Ein großer Teil der Gedichte ist auf den Tag datiert, der Gang der Komposition bis zum Abschluß des vielschichtigen Buches ist nachgezeichnet, die Beziehungen zu den Lebensumständen des Dichters sind festgestellt, die Quellen, aus deren Durchforschung ihm die Anschauung des Ostens aufstieg, sind ans Licht gezogen. Und das alles ist in der würdigsten und großzügigsten Form vorgetragen worden. Zwar bleibt für die Auslegung der „Noten

und Abhandlungen" – die ja kein loser Anhang des Divans sind, sondern Wesensbestandteil eines untrennbaren Ganzen – noch das meiste zu tun. Aber was den poetischen Teil angeht, so ist wohl für kaum ein anderes Gedichtbuch das Einzelverständnis so gesichert und erleichtert. Woher also jene unaufhebbare, bei jeder Begegnung sich erneuernde Fremdheit?

Es ist ja nicht nur jene Fremdheit, die alles Geistgeformte gegenüber dem verstehenden Geist bewahrt – und um so unauflösbarer, je stärker und bedeutender es in sich ist. Diese Fremdheit wohnt jedem großen Gedicht inne, und doch fassen wir es als Ausdruck eines bestimmten Temperamentes, einer bestimmten Altersstufe und ihrer Seelenlage, einer bestimmten geistesgeschichtlichen Situation. Indem wir es deuten, mag es uns so weit anverwandelt und zu eigen werden, daß wir meinen, es könnte, bei gesteigerter Kraft des Fühlens und Formens, unser eigenes Werk sein: denn es erscheint uns als Ausdruck unseres gesteigerten und gereinigten Selbst. Aber nie wird es uns so mit dem Divan gehen. Nie werden seine Verse, wie die anderer Gedichte, zum Spiegel unsrer Seelenbewegung. Sie fügen sich nicht unserm Sehnen oder Träumen, sondern fordern von uns Sammlung und Klarheit. Keines seiner Gedichte ist so bekannt und geehrt wie „Selige Sehnsucht"; und wenige Goethesche Worte mögen in diesen hundert Jahren in empfänglicheren Seelen einen so tiefen und beglückenden Nachhall geweckt haben wie das Stirb und werde. Aber wer, und stünde ihm alles das vor Augen, was sich von der Symbolik dieser fünf Strophen und ihrer Begründung in Goethes Natur- und Lebensansicht, von der Metapher von Falter und Kerze und ihrer orientalischen Herkunft wissen läßt – wer dürfte sagen, ihn habe mehr als ein Hauch von dem Geheimnis berührt, das unauflösbar über den ewigen Versen liegt.

Nicht anders steht es mit den andern gewaltigen Gedichten, in denen die Idee des Divans die gesammeltste Gestalt zu erreichen scheint: „Talismane", „Im Gegenwärtigen Vergangenes", „Wiederfinden", „Höheres und Höchstes". Je ernsthafter man

ihnen näherzukommen meint, desto entschiedener möchte man sie zu jenen „höchsten Kunstwerken“ rechnen, die, nach Goethes Worten, „schlechthin ungefällig sind“, „Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative“. Neben ihnen gibt es vieles, zumal im Bereich der Spruchweisheit des Divans, das uns sichtbarer und greifbarer anmutet. Fügen wir uns aber der inneren Bewegung des Divans, in der sich die einzelnen Versgebilde zu den zyklischen Einheiten der Bücher und diese zur Einheit des Ganzen zusammenschließen, so entzieht sich uns auch wieder das Einzelne, das wir zu fassen glaubten, und tritt in einen Zusammenhang, dessen Gesetz verborgen bleibt.
Versucht man dies Gesetz zu umschreiben, so sieht man sich alsbald auf eine Idee hingewiesen, die den ganzen Divan beherrscht: es ist die Idee der Verwandlung. Verwandlung: das ist nicht bloßes Anderswerden, sondern die höhere Einheit von So-sein und Anders-sein, das Wunder eines Verharrens im Wechsel, des „Eins und doppelt Seins“. Verwandlung ist das Leitmotiv des Divans, am eindringlichsten dort zutage tretend, wo Hatem es, in fast befremdender ironischer Steigerung, dem von Suleika vorgetragenen Bekenntnis zum „höchsten Glück der Erdenkinder“, dem Bekenntnis zur Einheit und Konstanz der Persönlichkeit entgegenstellt. Goethe erscheint in Hatem verwandelt, aber dessen Name wird wiederum zur leichten, durchscheinenden Hülle, in jener Strophe des Buches Suleika:

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingsrausch und Sommerbrand.

Die Verwandlung in Hatem hat nichts von spielerischer Maskierung, so wie die enthusiastische Huldigung vor Hafis nichts von romantischem Bezaubertsein durch das Orientalisch-Fremdartige an sich hat. Und wie dem Dichter selber, so geht es allem, was der Strom seiner Dichtung ergreift: es wird ein anderes, ohne daß es aufhörte, es selber zu sein. Immer meinen wir das Hiobswort

zu vernehmen, von dem Goethe so bewegt wurde, daß er es vor den Traktat über Bildung und Umbildung organischer Naturen schrieb: „Siehe, es geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke."

An diesem Vorwalten der Verwandlung hat auch die seelische Haltung teil, die das Ganze zusammenhält. Ihr großer Ernst, der sich hier zu brennender Leidenschaft steigert, dort in gewitterndem Unmut entlädt, ist von einer unnennbaren Heiterkeit gebunden. Und beide schaffen vereint, im Buch des Paradieses, ein Element erhabener Ironie, in der die Andacht vor dem Heiligen und das freieste Selbstgefühl in geistige Klarheit zusammenfließen.

Das lyrische Gebilde gilt uns als groß und ehrwürdig, wenn ihm das eine gelungen ist: die Läuterung des bloß Subjektiven zur gültigen Form. Jedes große Gedicht ist das Denkmal eines Sieges, den der formende Geist über das Chaos des Fühlens gewonnen hat. Aber diese Betrachtung scheint vor dem Divan zu versagen. Denn jener Vorgang der Objektivierung ist jeweils ein einmaliger und in seiner Richtung vom formlos Subjektiven zur objektiven Form bestimmter. Der Weg der Gestaltung aber, der im Divan vorwaltet, läßt sich nicht auf diese eine Richtung festlegen: er verläuft, so empfinden wir, jenseits und oberhalb der Spannung zwischen dem „Abgrund des Subjektes" und der reinen Form, ist ein beständiges Hin und Wieder – nicht Emporläuterung, sondern Verwandlung. Nicht Seelengeschehen, sondern Weltvorgang: „Allah braucht nicht mehr zu schaffen, wir erschaffen seine Welt."

Eins der Teilmotive der Verwandlung ist die Verjüngung, von der schon die erste Strophe des Divans kündet, wieder in einem Symbol von orientalischer Herkunft, dem Symbol des Lebensquells. In der orientalischen Alexandersage war der Lebensquell zuerst nur ein märchenhaftes Requisit, bis der schwermütige Tiefsinn des Persers Nizami in ihm das Symbol weltentrückter geheimer Weisheit fand. Nun wird er, vom heiter weltbejahenden

Blick des abendländischen Dichters getroffen, zum Quell nicht mehr eines aus dem Lebensverzicht erhofften gehobenen Daseins, sondern der lebenskräftigsten Verwandlung des Greises zum Jüngling. Aber diesem Verjüngungsprozeß entsprechen im Divan andere Wandlungen des Alters. Wird im Schenkenbuch der Greis durch Vertrauen und Zuneigung des Schenken verjüngt, so erfährt dieser, im Empfang lebenserprobter Altersweisheit und -freudigkeit, die beglückende Wandlung vom Knaben zum Jüngling. In diesem Widerspiel gewinnt der Divan ein menschliches Angesicht, das ununterscheidbar die Züge aller Lebensalter, des Jünglings wie des reifen Mannes und des Greises, trägt. Es ist gerade das „ruhmreiche Geschick des Mannes", das Hofmannsthal im Divan auf jeder Seite bezeugt gefunden hat.

So geschieht auch die Verjüngung, deren Urkunde der Divan ist, nicht als ein bloß naturhafter Vorgang – so gewiß seine Verse uns oft mit der naturhaften Kraft des Frühlings ergreifen –, sondern sie fließt zugleich aus der geistigen Aneignung eines Bildungskosmos: der als Einheit gesehenen und in ihrem geschichtlich-sittlichen Gewordensein ermessenen orientalischen Welt. Wie für das Bewußtsein der abendländischen Menschheit das antike und das christliche Erbe zu Ideen geworden sind, die der sittlichen Erziehung der Generationen Richtung und Würde geben, so ist der Orient vor dem geistigen Auge Goethes ein einheitlicher Zusammenhang geschichtlich-sittlichen Lebens geworden. In der Mannigfaltigkeit des östlichen Lebens, das durch den Anschein seiner Ziel- und Hoffnungslosigkeit den Betrachter allzu leicht verwirrt und ängstigt, hat Goethes Genius die Idee, den Sinn gewahrt, einmalig und unwiederholbar.

Einmalig und unwiederholbar: denn Goethes Vergegenwärtigung des Orients, so verbindlich sie für die Nachfahren ist, hat nur in einem sehr mittelbaren und bedingten Sinne Nachfolge gefunden und finden können. Die Orientkunde, die zu seiner Zeit eben anfing, eine Wissenschaft zu werden, und es in seinem Jahrhundert geworden ist, behält seine Ansicht als Richtungspunkt

vor Augen, ohne hoffen zu dürfen, daß sie sie je erreichen könnte. Sie vermag die orientalische Welt wohl als das widerspruchsvolle Nach- und Ineinander von sich gegenseitig durchkreuzenden, einander tödlichen Kräften zu zergliedern, aber sie vermag nicht, sie als sinnvolle geistige Einheit faßbar zu machen. Wohl mag es ihr gelingen, die geschichtliche und gegenwärtige Realität des orientalischen Lebens aufzufassen und getreu zu zeichnen. Steigt sie aber zur Deutung des Gesehenen auf, so fühlt sie sich nur allzubald nicht mehr zu positiver Würdigung und Sinngebung fähig – ohnmächtig vor einem scheinbar ausweglosen Labyrinth der Not, des Irrtums und der Schuld, in dem kaum ein Schein lebensfreudigen und fruchtbaren Schaffens, das den Bann zu brechen vermöchte, sichtbar wird. Ihr wird der Orient zu einem einzigen warnenden Beispiel für die abendländische Menschheit. Da sucht sie nach einem höheren und menschlicheren Standpunkt der Betrachtung und findet ihn bei Goethe.

Seine Ansicht ist deshalb von unausschöpfbarer Fruchtbarkeit, weil sie von einer Gerechtigkeit beseelt ist, vor der jedes romantische Schönfärben verblaßt. In der Nachfolge des Divans glaubten sich einzelne Versuche, die auf den Reiz der neu in den europäischen Gesichtskreis tretenden orientalischen, insbesondere der persischen Poesie mit einer das Maß überschreitenden Schätzung reagierten. Ihnen steht in den „Noten und Abhandlungen" des Divans das ruhigste Urteil über die persische Dichtung gegenüber. Die zersetzend auf sie wirkenden Kräfte: Einfluß des Despotismus, Rhetorisierung, Überbewußtheit und mangelnde Ursprünglichkeit, das Fehlen des Geschmacks, der „Sonderung des Schicklichen vom Unschicklichen" zumal in der Einführung von Bildern und Metaphern, das alles ist von einem untrüglichen Sinn für das Rechte gekennzeichnet und mit Maß beurteilt. Den Märchen von Tausendundeiner Nacht mag der genießende Betrachter mancherlei Lob und Bewunderung zollen. Was über sie wesentlich zu sagen ist, sagt dieser eine Satz Goethes: „Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher

den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen." Um die Tragweite dieses Satzes zu ermessen, mag man zwei andre Worte Goethes daneben halten: „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt", und „Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr".

Aber jene Urteile sind nicht das letzte Wort des Divans: sie sind aufgehoben in einem freien und reinen Geltenlassen, dessen Wurzel eine höhere Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit der Ehrfurcht und Liebe zu allem geistigen Dasein ist. Sie ist vor allem dort fruchtbar geworden, wo der Dichter durch Trübungen und Beschränktheiten hindurch das im unvollkommen entwickelten Keim Verharrende gewahrt und erst zur Form entwickelt hat: so die Verwandlung des in der orientalischen Poesie längst gemein gewordenen Bildes vom Falter und der Kerze zum Symbol des Stirb und Werde, eines gnostischen Weltentstehungsmythos zum Hochgesang des „Wiederfinden", trüber östlicher Zauberei zu dem Geisterruf der „Talismane".

Und dies schöpferische Geltenlassen der orientalischen Welt bedurfte keiner negativen Haltung zur Folie. Es ist nicht so, daß der Divan eine auch nur zeitweilige Abkehr des Dichters von den geschichtlichen Richtungspunkten abendländischer Gesittung bezeugte. Man muß sich immerfort das Wort Goethes an Riemer, aus der Entstehungszeit des Divans, gegenwärtig halten: „Brächte man nicht so viel Form mit sich, so wäre man verloren." Daß es die Alten waren, denen als Spendern der Form Goethe sich schuldig wußte, das bezeugt ausdrücklich eine gleichzeitige Äußerung zu Boisserée. –

Ich fand unlängst Goethes „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen" zitiert und gegen den Eingang von Kiplings Ballade von Ost und West gehalten:

Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet.

Aber es hat mit diesem einen Vers nicht sein Bewenden, die ganze Strophe muß zu Worte kommen:

Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet,
Till Earth and Sky stand presently at God's great Judgment Seat;
But there is neither East nor West, Border, nor Breed, nor Birth,
When two strong men stand face to face, though they come from
the ends of the earth.

Da bleibt kein Gegensatz. Zwar nicht für die prüfende Erkenntnis, aber für den Glauben und für die Anerkenntnis reinen Menschentums ist die Kluft zwischen Ost und West überbrückbar: das sagt die Strophe Kiplings, und das ist auch der Sinn des West-östlichen Divans. Kipling hat nicht nur diese Strophe geschrieben, und manches andre, das er geschrieben hat, mag die Frage nahelegen, wieviel an dieser Strophe auf ihn kommt und wieviel auf die im englischen Volk und seiner Poesie lebendige Tradition der Gläubigkeit und Ritterlichkeit. Ob es in unserm Volk ein sicheres, gemeinschaftbildendes Erbe des Glaubens und der Menschlichkeit gibt, das sich dem Einzelnen freundlich mitteilt, müssen wir in Tagen wie diesen beunruhigten Herzens fragen. Uns richtet das Gedenken des Einen auf, der die in unserm Volk lebendigen Kräfte des Glaubens und der Menschlichkeit in seinem Werk verewigt hat, das Gedenken Goethes.

VERMÄCHTNIS ALTPERSISCHEN GLAUBENS

Welch Vermächtnis, Brüder, sollt euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft gesehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein' auf ihn und seine Großen
Ausgesät wie dichte Hagelschloßen:

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,



Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnawends unzählgen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tausendmal, in so viel Lebenstagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen,

Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks wert zu handeln
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finsternis geblendet,
Schlug den Busen, die erfrischten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Daß man ihn sogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!
Fühlen wird es jeden Morgens Gnade.

Dem Lebendgen übergebt die Toten,
Selbst die Tiere deckt mit Schutt und Boden,
Und, soweit sich eure Kraft erstrecket,
Was euch unrein dünkt, es sei bedecket.

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;
Wenn ihr Bäume pflanzt, so seis in Reihen,
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Wasser darf es in Kanälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie euch Senderud aus Bergrevieren
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,
Sorgt, die Gräben fleißig auszustechen;
Rohr und Binse, Molch und Salamander,
Ungeschöpfte, tilgt sie miteinander!

Habt ihr Erd und Wasser so im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh zu Mühe so gepeinigt,
Seid getrost, nun ist das All gereinigt,
Und nun darf der Mensch als Priester wagen,
Gottes Gleichnis aus dem Stein zu schlagen.

Wo die Flamme brennt, erkennet freudig:
Hell ist Nacht, und Glieder sind geschmeidig.
An des Herdes raschen Feuerkräften
Reift das Rohe Tier- und Pflanzensäften.

Schleppt ihr Holz herbei, so tuts mit Wonne,
Denn ihr tragt den Samen irdscher Sonne;
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich sagen:
Diese wird als Docht das Heilge tragen.

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeschick verwehren,
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Da ist unsers Daseins Kaiserspiegel,
Uns und Engeln reiner Gottesspiegel,
Und was nur am Lob des Höchsten stammelt,
Ist in Kreis' um Kreise dort versammelt.

Will dem Ufer Senderuds entsagen,
Auf zum Darnawend die Flügel schlagen,
Wie sie tagt, ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig euch zu segnen.

RELIEF VON PHIGALIA

„Das Lebendige, die Großheit des Stils, Anordnung, Behandlung des Reliefs, alles ist herrlich. Hingegen kann man bei so viel Schönem die außerordentliche Gedrungenheit der Figuren, die oft kaum sechs Kopflängen haben, überhaupt die vernachlässigten Proportionen der einzelnen Teile, wo oft Fuß oder Hand die Länge des ganzen Beins oder Arms haben usw., kaum begreifen. Und was soll man sagen, daß man an den Koloß beinahe in allen Vorstellungen erinnert wird!" [So Luise Seidler an Goethe, 2. Februar 1818, bei Übersendung einer von ihr gefertigten Zeichnung eines Teiles des phigalischen Frieses. Darauf Goethe:] Was werden Sie aber, teuere Freundin, zu dem entschiedenen Verehrer der griechischen Kunst sagen, wenn er bekennt: daß er das alles zugibt, es aber keineswegs entschuldigt oder auf sich beruhen läßt, sondern behauptet, daß alle diese Mängel mit Bewußtsein, vorsätzlich, geflissentlich, aus Grundsatz verübt worden? Zuerst also ist die Plastik Dienerin der Architektur; ein Fries an einem Tempel dorischer Ordnung fordert Gestalten, die sich zur Proportion seines ganzen Profiles nähern: schon in diesem Sinn mußte das Gedrängte, Derbe hier vorzuziehen sein.
Aber warum gar innerhalb dieser Verhältnisse, und wenn wir sie zugegeben haben, noch Disproportionen? inwiefern sollte denn

dies zu entschuldigen sein? Nicht zu entschuldigen, sondern zu rühmen! Denn wenn der Künstler mit Vorsatz abweicht, so steht er höher als wir, und wir müssen ihn nicht zur Rede ziehn, sondern ihn verehren. Bei solchen Darstellungen kommt es darauf an, die Kraft der Gestalten gegeneinander vortreten zu lassen; wie wollte hier die weibliche Brust der Amazonenkönigin gegen eine Herkulische Mannesbrust und einen kräftigen Pferdehals in ihrer Mitte sich halten, wenn die Brüste nicht auseinandergezogen und der Rumpf dadurch viereckt und breit wäre? Das linke, fliehende Bein kommt gar nicht in Betracht, es dient nur als Nebenwesen zu Eurhythmie des Ganzen. Was die Endglieder, Füße und Hände, betrifft, so ist nur die Frage, ob sie im Bilde ihren rechten Platz einnehmen, und dann ist es einerlei, ob der Arm, der sie bringt, das Bein, das ihnen die rechte Stelle anweist, zu lang oder zu kurz ist. Von diesem großen Begriff sind wir ganz zurückgekommen; denn kein einzelner Meister darf sich anmaßen, mit Vorsatz zu fehlen, aber wohl eine ganze Schule.

Und doch können wir jenen Fall auch anführen.

Leonard da Vinci, der für sich selbst eine ganze Kunstwelt war, mit dem wir uns viel und lange nicht genug beschäftigten, erfrecht sich eben der Kühnheit wie die Künstler von Phigalia. Wir haben das Abendmahl mit Leidenschaft durchgedacht und durchdenkend verehrt – nun sei uns aber ein Scherz darüber erlaubt. Dreizehn Personen sitzen an einem sehr langen, schmalen Tische; es gibt eine Erschütterung unter ihnen. Wenige blieben sitzen, andere sind halb, andere ganz aufgestanden. Sie entzücken uns durch ihr sittlich-leidenschaftliches Betragen, aber mögen sich die guten Leute wohl in acht nehmen, ja nicht etwa den Versuch machen, sich wieder niederzusetzen: zwei kommen wenigstens einander auf den Schoß, wenn auch Christus und Johannes noch so nahe zusammenrücken.

Aber eben daran erkennt man den Meister, daß er zu höhern Zwecken mit Vorsatz einen Fehler begeht. Wahrscheinlichkeit ist die Bedingung der Kunst; aber innerhalb des Reiches der Wahr-



scheinlichkeit muß das Höchste geliefert werden, was sonst nicht zur Erscheinung kömmt. Das Richtige ist nicht sechs Pfennige wert, wenn es weiter nichts zu bringen hat.

Die Frage ist also nicht, ob in diesem Sinne irgendein bedeutend Glied in dieser Zusammensetzung zu groß oder zu klein sei. Nach allen drei Kopieen des Abendmahls, die wir vor uns haben, können die Körper des Judas und Thaddäus nicht zusammen an einem Tische sitzen, und doch, besonders wenn wir das Original vor uns hätten, würden wir darüber nicht querelieren; der unendliche Geschmack (daß wir dieses unbestimmte Wort hier in entschiedenem Sinne brauchen), den Leonard besaß, wüßte hier dem Zuschauer schon durchzuhelfen.

Und beruht denn nicht die ganze theatralische Kunst gerade auf solchen Maximen? Nur ist sie vorübergehend, poetisch-rhetorisch bestechend, verleitend, und man kann sie nicht so vor Gericht ziehen, als wenn sie gemalt, in Marmor gehauen oder in Erz gegossen wäre.

Analogie oder auch nur Gleichnis haben wir in der Musik: das, was dort gleichschwebende Temperatur ist, wozu die Töne, die sich nicht genau untereinander verhalten wollen, so lange gebogen und gezogen werden, daß kaum einer seine vollkommene Natur behält, aber sich alle doch zu des Tonkünstlers Willen schicken. Dieser bedient sich ihrer, als wenn alles ganz richtig wäre; der hat gewonnen Spiel: das Ohr will nicht richten, sondern genießen und Genuß mitteilen. Das Auge hat einen anmaßlichen Verstand hinter sich, der wunder meint, wie hoch er stehe, wenn er beweist, ein Sichtbares sei zu lang oder zu kurz.

SOMMERNACHT

Dichter. Niedergangen ist die Sonne,
Doch im Westen glänzt es immer;
Wissen möcht ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke. Willst du, Herr, so will ich bleiben,
Warten außer diesen Zelten;
Ist die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm ich gleich, es dir zu melden.

Denn ich weiß, du liebst, das Droben,
Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben,
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:
„Jetzo glänz ich meiner Stelle;
Wollte Gott euch mehr betagen,
Glänztet ihr wie ich so helle.“

Denn vor Gott ist alles herrlich,
Eben weil er ist der Beste;
Und so schläft nun aller Vogel
In dem groß- und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wohl gestängelt
Auf den Ästen der Zypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Taues luftger Nässe.

Solches hast du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen;
Was ich je dir abgehöret,
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich deinetwegen
Kauzen hier auf der Terrasse,
Bis ich erst des Nordgestirnes
Zwillings-Wendung wohl erpasse.

Und da wird es Mitternacht sein,
Wo du oft zu früh ermunterst,
Und dann wird es eine Pracht sein,
Wenn das All mit mir bewunderst.

HÖHERES UND HÖCHSTES

Daß wir solche Dinge lehren,
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen:
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So dadroben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten;
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,
Wünscht ich auch für ewge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,
Blum und Frucht und hübsche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht ich alle Freunde,
Jung und alt, in eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten,
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Deklinierend Mohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbstverständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring ich allerorten
Leichter durch die ewgen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebendger Weise.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ewger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

BEDENKLICHSTES

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältnis zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut als ein Wahres zur Tätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die Tat überall entscheidend ist, so kann aus einem tätigen Irrtum etwas Treff-

liches entstehen, weil die Wirkung jedes Getanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste, aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.
Der wunderbarste Irrtum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamen Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben, das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sisyphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft, wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgendein anderes Wünschenswerte gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

MAI

Leichte Silberwolken schweben
Durch die erst erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer sanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte.
Leise wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin;
Und wie reingewaschen helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt sich das junge Grün.

Still ist Luft und Lüftchen stille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieser Fülle,
Von den Bäumen durchs Gesträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Bübchen Flatterschar,
Das bewegt und regt so schnelle,
Wie der Morgen sie gebar,
Flügelhaft sich Paar und Paar.

Fangen an, das Dach zu flechten –
Wer bedürfte dieser Hütte? –
Und wie Zimmrer, die gerechten,
Bank und Tischchen in der Mitte!
Und so bin ich noch verwundert,
Sonne sinkt, ich fühl es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

DORNBURG 1828

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht –

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

*

Das Publikum, im ganzen genommen, ist nicht fähig, irgendein Talent zu beurteilen: denn die Grundsätze, wornach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht – durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurteilen, dazu gibt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einem andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, [bereit,] ihnen moralische Mängel, Vergehungen, mutmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verruckt, und man zieht diesen zum Vorteile der Welt

und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Tätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgendeinem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht leugnen, daß sich niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden, und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem unteilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur als ihr schönstes Erbteil angeboren ist.

Geschrieben und gedruckt im Jahre 1805.

Aber- und abermals erprobt 1823.

*

Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnespieles,
Erinnerung des allerliebsten Tandes
Von gestern, weit- und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Tun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt ich nicht, was dir Besondres bliebe?

Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

GUNTHER IPSEN

GOETHES NATURWISSENSCHAFT UND DIE PHILOSOPHISCHE ANTHROPOLOGIE

Unser Verhältnis zu Goethes Wissenschaft ist merkwürdig blaß, unsre Stellung dazu sonderbar schwank, ja nicht ohne eine gewisse Verlegenheit: wie als wäre da etwas nicht im Reinen, und wir müßten uns oder Goethe irgendwie entschuldigen.

Unleugbar und anerkannt ist nur die biographische Bedeutung dieser Wissenschaft für Goethe selbst. Als Biographen fragen wir, was dieser Rausch des Entdeckens, die Leidenschaft und die schöpferische Unruhe des Denkens, was die Begriffsbildung und ihr Ertrag im Sinnzusammenhang dieses Lebens, in der Geschichte dieser Seele und der Entfaltung dieses Geistes bedeuten; wie sich Person und Welt hier aneinander bilden.

Aber gesetzt selbst, daß uns Goethes Wissenschaft also in seinem Bios durchsichtig gemacht und in ihrer allgemeinen, menschenbildenden Bedeutung offenbar wäre, so vermöchte solche Einsicht doch nicht zu genügen. Denn sie klammert gewissermaßen die wissenschaftliche Meinung, die Lehre selbst ein, indem sie sie biographisch übergreift. Sie nimmt die Meinung bestenfalls als Meinung hin, nicht als Erkenntnis.

Darum muß neben das biographische Verständnis dieser Wissenschaft notwendig das geistesgeschichtliche treten: worin und wodurch ordnet sie sich in den Gang der abendländischen Wissenschaft ein? Welche Bedeutung kommt ihr darin zu und welcher Rang?

Diese Fragen finden das nächste und reichste Material zur Beantwortung in den Selbstzeugnissen Goethes. Sie lehren sein Verhältnis zur deutschen philosophischen Bewegung kennen; sie zeigen, wie Goethes Entdeckungen und sein organisches Denken mit der Bewegung gleichlaufen, die um die Jahrhundertwende zur Erneuerung der Biologie führt; und wie eng die Beziehungen, wie stark zumal der Einfluß ist, der von Goethes Wissenschaft

zur Naturphilosophie und der romantischen Naturwissenschaft läuft.
Und mehr als dies. Goethes Naturwissenschaft ist ein wesentlicher Schritt zur Begründung der neuen Geisteswissenschaften und die großartigste ihrer ersten Ausprägungen. Damit rückt sie mitten in die entscheidende Wendung des wissenschaftlichen Denkens ihrer Zeit.
Aber bei alledem bleibt eine Sonderstellung Goethes unverkennbar, sein eigner Ursprung und die durchgreifende Selbstbestimmung. Goethe steht abseits vom allgemeinen Wege: eben dies bleibt sein Eigentümliches; eben dies bestimmt seinen Rang jenseits von Geltung und Wirkung.
So drängt notwendig auch diese Fragerichtung unbefriedigt über sich selbst hinaus zu jener letzten, die allein dem Gegenstande angemessen ist: was bedeutet Goethes Wissenschaft eben als solche? Was leistet sie als Erkenntnis? Nicht die biographische Antwort, nicht die Bemühung der Geistesgeschichte vermag uns zu befriedigen, sofern uns Goethes Wissenschaft ernsthaft angeht – sondern nur das Eingehn auf die Sache selbst und die Wahrheitsfrage nach dem Erkenntnisgehalt und dem Erkenntniswert dieses Denkens.
Diese Frage ist seit hundert Jahren im Ganzen und im Einzelnen oft gestellt und sehr verschieden beantwortet worden. Meist überwog die Neigung, irgendeine wissenschaftliche Richtung, die eben gang und gäbe war, durch den Ruhm des großen Namens zu legitimieren. Häufig wich man dem eigentlichen Ernst der Frage aus, indem man ihm ein Vorläufertum zu dem und jenem zusprach; natürlich war man selber unterdessen weiter. Das Anmaßliche solchen Beginnens hat sich schließlich doch um den Glauben gebracht.
Prüfen wir aber, was sich an Sachlichem wirklich ergab: es sind vereinzelte Berührungspunkte, einige verwandte Gedanken, gewisse ferne Parallelen zu manchen Beobachtungen und Gedankengängen, vor allem der neueren Biologie. Aber wie weniges

ist dies, wie unzusammenhängend, wie fern den wirklich bewegenden Antrieben des wissenschaftlichen Denkens seitnun! Täuschen wir uns darum nicht: seit dem Zusammenbruch der romantischen Naturphilosophie ist Goethes Wissenschaft im Ganzen untergegangen. Auch die wenigen Berührungen gehn kaum je auf unmittelbare Fortwirkung zurück. Kein Zweifel ist möglich: ein Jahrhundert ausgreifender wissenschaftlicher Arbeit, das Jahrhundert unbeschränkten Wissenschaftsglaubens hat Goethes Naturwissenschaft verworfen.

Zugleich aber steht zweierlei fest. Goethes Beobachtungen, seine Entdeckungen, seine Versuche sind in allem wesentlichen richtig; ihre Deutung ist meistens einleuchtend, die Begriffsbildung im Einzelnen wie im Ganzen treffend und stimmig. Wenn Goethes Wissenschaft fallen gelassen ist: so gewiß nicht, weil sie falsch wäre.

Zum andern. Goethes Wissenschaft steht an Rang weit über dem allermeisten, was das Jahrhundert nach ihm wissenschaftlich geleistet hat. Welche Tiefe der Einsicht, welche Fruchtbarkeit der Begriffe! Wieviel vermag sich an metaphysischem Gehalt damit zu messen! Und wie beschämend klein und einseitig erscheinen die Diskussionen über synthetisches und analytisches Denken, Teleologie und Kausalität, Mechanismus und Vitalismus angesichts der Weisheit und Weite Goetheschen Denkens!

So treten die beiden Partner einander entgegen: Goethes Wissenschaft, von unangefochtner Richtigkeit im großen ganzen und überlegnem Rang, und das wissenschaftliche Jahrhundert, das unbeirrt einen andern Weg verfolgt; jener fordert – mit allem Recht – Anerkennung, dieses verweigert sie – scheinbar ohne Grund.

Oder hätte es doch seine guten Gründe? Freilich Gründe, die es offenbar selbst nicht weiß (denn wo wäre ein durchschlagender Einwand jeweils vorgebracht worden?) –, aber vielleicht Gründe, die mit der blinden Sicherheit eines Instinkts eine Gefahr ahnen, der sie entgehen wollen; Gründe, die um so besser sind, je weniger sie sich zu begründen vermögen?

Ich glaube in der Tat, daß es sich so verhält.
Um diese Meinung zu beweisen, bedarf es einer kurzen Besinnung auf die Denkform der Naturwissenschaft. Dazu mag uns der große Feind Goethes, Newton, mit seiner Optik als nächstliegendes Beispiel dienen.
Newtons Optik setzt mit einer kühnen Hypothese ein: man könne die Natur des Lichtes aus einer Zusammensetzung elementarer Teile erklären. Teilung des Lichts, elementare Teile – was könnte unwahrscheinlicher sein! Was widerspräche mehr dem sichtbaren Wesen des Lichts! Aber die kühne Vermutung kann sich auf Erscheinungen berufen, auf jene Lichtbündel, die gradlinig zwischen Wolken hervorschießen. Und von da ist ein kurzer Weg zu jenem Strahl, der, fadendünn, durch die camera obscura eintritt. Also findet die Hypothese des Lichtstrahls im sinnlichen Material eine Anknüpfung; darauf findet sich verwiesen, wer an dem Elementargedanken Anstoß nimmt – es gibt offenbar Lichtstrahlen –, und warum sollten sie nicht die Elemente des Lichtes sein? Geometrische Vorstellungen vom Verhältnis der Linie zu Flächen und Körpern, des einfachen Strahls zu räumlichen Kontinuen vermitteln den Gedanken der Zusammensetzung des Lichts aus solchen Lichtstrahlen. Darum erscheint die Hypothese möglich. Immerhin, sie ist nicht etwa aus einer Hingabe an die Erscheinungen, aus einem nachtastenden Denken geboren: sondern die Anwendung eines Denkschematismus, der Elementaranalyse mit mathematischer Synthese eigenartig verbindet, auf die Erscheinungen des Lichts; der Lichtstrahl ist die sinnliche Brücke vom Schematismus zum Phänomen.
Auch in der Durchführung bleibt die erste Hypothese eine kühne Setzung; sie nimmt die Antwort zur Hälfte vorweg und kann darum aus der Erfahrung auch bestenfalls zur Hälfte bewiesen werden. Gleichviel: daß damit überhaupt Resultate erzielt werden können, ist zugleich ihre einzige, aber auch hinreichende Rechtfertigung. Und nicht die Hypothese, sondern ihre Ergebnisse sind die wissenschaftliche Leistung Newtons.

Diese Leistung gründet auf einem genialen Griff; auf der Entdeckung einer Qualität des Lichts, die zwei Bedingungen erfüllt: Unabhängigkeit vom menschlichen Sehen, so daß die Lichterscheinungen vom Subjekt ablösbar werden, gleichsam Sinnesqualitäten ohne Sinne; und Meßbarkeit, so daß sie eindeutig in der Welt der Zahlen, als Größe beschrieben werden können und darum mathematischer Behandlung, synthetischem Denken im Sinne der Mathematik zugänglich werden. Diese Qualität ist die Brechbarkeit des Lichts; indem das Licht in sich selbst zurückschlägt, bedarf es nur des brechenden Gegenstandes, nicht des Auges, um in der Unterscheidung in sich selbst als Strahl und Rückstrahl faßbar zu werden. Die Brechbarkeit des Lichts ist eine objektive Qualität, die die Bedingungen des hypothetischen Denkschematismus erfüllt.
Erbringt die Refrangibilität durch ihre Ablösung vom Auge den ersten, durch ihre Meßbarkeit den zweiten Schritt zur Objektivierung, so vollendet eine neue, durch Beobachtung stützbare Hypothese die Wendung ins Objektive: die Annahme der Konstanz der Brechbarkeit als substanzieller Eigenschaft des Lichts. Was diese Hypothese verlangt, ist nicht mehr und nicht weniger als die Preisgabe aller sinnlichen Farben; denn der bestimmten einfachen Farbe entspricht kein konstant brechbares Licht, die gleiche Farbe ist durch objektiv verschieden beschaffenes Licht herstellbar. In dem Opfer der Farbigkeit triumphiert der tyrannische Wille dieses Denkens – eine Optik ohne Auge und ohne Farben. Wiederum aber wird selbst diese Zumutung gerechtfertigt: wohl ist jede Farbe objektiv mehrdeutig, aber jedes Licht konstanter Brechbarkeit erzeugt stets nur eine sinnliche Farbe. Die Beziehung der substanziellen Eigenschaft und der unmittelbaren sinnlichen Erscheinung ist einseitig bestimmt, dann aber eindeutig. Wohl sind die Sinnesqualitäten objektiv ungültig, aber das wissenschaftliche Denken wahrt noch in der entschlossensten Entfernung davon eine Beziehung dazu, ohne die es sich ins Bodenlose verlöre.
Mit der Begründung der Optik auf konstant brechbare Farben

ist die Analyse am Ziel. Das Denken wendet sich zurück zur Welt der Erscheinungen und versucht diese in synthetischer Konstruktion aus den angenommenen Elementen mit Hilfe mathematischer Behandlung zusammenzusetzen. Zwei Aufgaben unternimmt Newton hier zu lösen, die die Richtigkeit und Fruchtbarkeit seines Denkens am sinnlichen Befund belegen sollen: die Erklärung des Weißen als gleichmäßig allgemeiner Mischung aus den elementaren konstant brechenden Lichtern – eine Erklärung, die Goethes sinnliches Denken zur Verzweiflung brachte, weil sie „weiß" sagte, während sie die reine Helligkeit meinte, und „reine Helligkeit", während sie die ungewisse Trübe von Mischfarben durch ein Gedankenexperiment in fortschreitender Aufhellung fortgesetzt dachte. Und die Erklärung der Körperfarben, wonach die farbigen Dauerqualitäten natürlicher Körper auf einer Lichtbrechung beruhten, die das weiße Licht entmischte.

Dies in großen Zügen die Leistung Newtons. Niemand vermöchte zu sagen, daß damit die Lichterscheinungen erschöpfend begriffen wären. Im Gegenteil. Ungefähr alle qualitativen Züge der Augenwelt fehlen hier; der Kosmos der Augenwelt ist bis auf differentielle Reste aus der Natur verbannt und – als „nur subjektiv" – der Psychologie überantwortet. Aber: das, was davon in die wissenschaftlichen Begriffe eingegangen ist, ist „objektiv" im Sinne der drei Schritte der Ablösung vom Menschen, der Meßbarkeit in sich, der eindeutigen Konstanz. Das scheint wenig. Gewiß, man wird die Energie dieses Denkwillens und die Genialität ihrer Zugriffe bewundern; aber wozu dies alles, wozu eine Natur, die wahrhaft unmenschlich ist mit ihrer Ausklammerung des Menschen und Verstrebung in sich selbst? Wozu dies schattenhafte Gespensterreich ohne Licht und Farbe, dies Grau in Grau qualitätsloser Eigenschaften? Ist dies nicht alles bare Verirrung des menschlichen Geistes, woraus eines Tags ein schreckhaftes Erwachen den seiner schlichten Welt beraubten Menschen aufrütteln muß? Oder ein grauenhafter Spuk, der den Menschen entselbstet, indem er seine Welt zerstört?

Frage über Frage. Wozu der Totentanz solcher Natur? Eine geheime Angst hat uns befallen, wie vor dem Jüngsten Gericht. Sind wir die Totengräber der lebendigen Wirklichkeit, um unser eignes Grab zu schaufeln? Gleicht die Erkenntnis nicht dem Raubtier, das seine Beute zerfleischt und zerfetzt? Nur sinnloser als die Bestie, denn wir entfremden uns dem Gegenstand, statt ihn uns einzuverleiben. Die Angst und dieses Grausen werden wir nimmer los; unheimlich wie ein Schatten begleiten sie den Triumphzug der modernen Wissenschaft. Zuweilen übertönen sie die Zuversicht des Fortschritts; dann werden Parolen laut, die zur Einkehr, zur Umkehr mahnen – zurück von diesem Weg! Los von diesem Geist!

An diesem Punkte begegnen wir der Wissenschaft Goethes. An diesem Punkte steht Goethes Wissenschaft. Weist sie nicht einen andern Weg? Ist sie nicht einen andern Weg gegangen? Gewiß.

Sie ist einen andern Weg gegangen aus einer andern Haltung. Ihre Grundhaltung zur Welt ist wesensverschieden der Gesinnung, woraus die europäische Wissenschaft gespeist wurde. Erkennen ist ihr kein brutales Zerschlagen jeder Ganzheit, kein gewalttätiger Einbruch in fremdes Dasein, kein Abbruch der sinnlichen Gewißheit, sondern ein Innewerden des Wesens, eine zarte Erfahrung gegenständlichen Denkens und Verehrung des Geheimniszustands, worin sich ein Inneres sinnlich verhüllt. Wie es in der „Studie nach Spinoza" heißt: „Alle beschränkte Existenzen sind im Unendlichen, sind aber keine Teile des Unendlichen, sie nehmen vielmehr teil an der Unendlichkeit.

Wir können uns nicht denken, daß etwas Beschränktes durch sich selbst existiere, und doch existiert alles wirklich durch sich selbst, obgleich die Zustände so verkettet sind, daß einer aus den andern sich entwickeln muß und es also scheint, daß ein Ding vom andern hervorgebracht werde, welches aber nicht ist; sondern ein lebendiges Wesen gibt dem andern Anlaß, zu sein, und nötigt es, in einem bestimmten Zustand zu existieren.

Jedes existierende Ding hat also sein Dasein in sich und so auch die Übereinstimmung, nach der es existiert ...
In jedem lebendigen Wesen sind das, was wir Teile nennen, dergestalt unzertrennlich vom Ganzen, daß sie nur in und mit denselben begriffen werden können, und es können weder die Teile zum Maß des Ganzen noch das Ganze zum Maß der Teile angewendet werden, und so nimmt, wie wir oben gesagt haben, ein eingeschränktes lebendiges Wesen teil an der Unendlichkeit, oder vielmehr es hat etwas Unendliches in sich, wenn wir nicht lieber sagen wollen, daß wir den Begriff der Existenz und der Vollkommenheit des eingeschränktesten lebendigen Wesens nicht ganz fassen können und es also ebenso wie das ungeheure Ganze, in dem alle Existenzen begriffen sind, für unendlich erklären müssen."
Dieselbe Grundhaltung, die in solchen Äußerungen andeutend umschrieben wird, kehrt, zur Ansicht entfaltet, zum Weltbild gefügt in den Grundgedanken wieder und bewährt sich in den tragenden Kategorieen ihrer Erkenntnis: in der tellurischen Ansicht der Erde als eines in sich geschlossenen, sich selbst bestimmenden und sich selbst genügenden konzentrischen Systems mannigfaltiger Schichten; im Dynamismus der Geologie, der an Stelle mechanischer Verlagerung des Gewordenen „das lebendige Spiel der Elemente und ihrer Anziehungen im Momente des Entstehens" erkennt; im chemischen Urphänomen der Kristallisation, das in drei Stufen der Steigerung die Gestaltung der Erdoberfläche und ihrer Schichtfolgen bestimmt. Sie stellt sich dar in den Begriffen des lebendigen Wesens, der Urpflanze und des Typus, des Individuums und der Metamorphose. Sie bewährt sich im Standort und in der Ausführung der Farbenlehre. Sie erfüllt den Gehalt der letzten Begriffe – Bildung, Gestalt, Urphänomen – und erhebt sich zu methodischem Selbstbewußtsein in der Lehre vom Beobachten, Vergleichen und Ableiten.
Hier also liegt ein wissenschaftlicher Ansatz vor, der aus dem Irrweg einer unmenschlichen Natur herauszuführen scheint, eine Erkenntnis ohne Frevel, ein Ausblick ins Freie nach dem Spuk

der Unwesen. In der Ausführung zeugt er für sich selbst: sie beweist die Möglichkeit einer andern Wissenschaft aus einer Erkenntnishaltung, die hingebend der Wirklichkeit inne wird.
Nichts scheint im Wege zu stehn, die Abirrung des menschlichen Geistes zu verwerfen und auf dem Weg, den Goethe eingeschlagen hat, eine neue Wissenschaft zu begründen. Goethes Wissenschaft: das hieße dann Wende und Einkehr des Erkennens, Besinnung und Umkehr von dem Verhängnis der neueren Jahrhunderte.
Und doch! Was hat denn ein Jahrhundert seither gehindert, die neue Bahn zu beschreiten und verfolgen? Sollten Hoffart und Torheit allein die Not-Wende zunichte gemacht haben? Sollte man blindlings aus Trägheit dem Verderben in die Arme gerannt sein?
Wir haben vorhin wohl die Schritte verfolgt, wodurch die moderne Naturwissenschaft die Welt konstruiert, die sie Natur nennt; wir haben die Erkenntnishaltung beschrieben, die sie zum Ziele führt, und das Verhältnis des Menschen zur Natur. Aber mit alledem ist moderne Naturwissenschaft nicht hinreichend beschrieben. Wir haben das Letzte, das Entscheidende vergessen.
Wir haben vorgebracht, was wider Newtons Optik im Namen der Sinnenwelt des Auges vorzubringen ist. Und das ist viel. Nur eine Kleinigkeit haben wir außer acht gelassen; aber diese entscheidet: mit Newtons Optik konnte man Fernrohre bauen, mit Goethes Farbenlehre nicht.
Wir dachten, man könnte und sollte Naturwissenschaft als reine Theorie ansehn. Unsere Kritik galt ihrem theoretischen Gehalt. Aber die moderne Naturwissenschaft ist im Letzten nicht reine Theorie; sie ist mit der Technik unzertrennlich verbunden.
Es ist notwendig, diese Verbindung richtig zu sehn. Es ist nicht so, daß man die Resultate oder auch die Denkweisen der modernen Naturwissenschaft gleichsam hinterher, wie zufällig, jedenfalls aber in einem zweiten Akt des Denkens „anwenden" könnte zu technischen Zwecken. Es ist auch nicht so, daß gewisse Kunstfertigkeiten der äußere Anstoß wären, der das Denken anregte, sich in

die Höhen reiner Betrachtung zu erheben, um alsbald die Eierschalen eines banausischen Ursprungs abzuwerfen. Das Verhältnis beider wäre damit ganz unzureichend beschrieben.
Vielmehr sind Technik und Naturwissenschaft in ihrem Wesen eines und dasselbe; nur darin sind sie unterschieden, daß diese im Erkannten ihr Genüge findet, während jene zur Tat drängt. Moderne Naturwissenschaft ist von Anbeginn und Grund auf technisch durchsetzt, moderne Technik naturwissenschaftlich vermittelt. Als das naturwissenschaftliche Denken in Männern wie Galilei erwachte, da war die Analyse einfacher menschlicher Arbeitsvorgänge und menschlicher Geräte das erste, was es leistete; klassische Mechanik ist wesentlich Analyse technischer Gegenstände und Vorgänge. Und die geheime Intention naturwissenschaftlichen Denkens war immer: der arbeitende Naturvorgang, die Maschine. Nicht in dem kurzatmigen Sinne subjektiver Zwecke oder praktischer Absichten, wohl aber in dem großen Sinne einer immanent technischen Denkstruktur. Ein technisches Verhältnis zur Welt ist die Grundhaltung naturwissenschaftlicher Erkenntnis, die ihre Klassiker als Herrschaftsanspruch des Menschen über die Natur formulierten.
Es ist also gar nicht wahr, wenn wir vorhin die Ablösung der Natur durch wissenschaftliche Objektivierung als Entmenschung bezeichnet haben. Oder besser: diese Wendung ist nur die halbe Wahrheit; sie beschreibt nur den ersten Schritt einer dialektischen Paradoxie. Die Entfremdung der Natur vom Menschen ist nämlich zugleich die Voraussetzung eines neuen Verhältnisses beider, das eben dadurch gestiftet wird: der Beherrschung der Natur, des technischen Verhältnisses im prägnanten Sinne des Worts. Nur indem der Mensch aus dem Dasein in der Welt heraustritt, indem Mensch und Welt sich als Partner verselbständigen, vermag er in die Welt so einzugreifen, daß seine Zwecke sich im Sinne natürlichen Geschehens bewegen; die Subjektivität seines Tuns erfüllt sich mit objektivem Gehalt.
Damit sind wir beim entscheidenden Einwand gegen Goethes



Mondbeschwörung. Handzeichnung Goethes

Wissenschaft. Nicht Theorie, nicht Experiment, nicht nachgewiesener Irrtum haben sie überwunden, sondern der mechanische Webstuhl und der Hochofen. Um der Technik willen ist Goethes Wissenschaft verlassen worden. Und stünde uns heute nochmals die Wahl offen: wir könnten und dürften nicht anders entscheiden als das vergangene Jahrhundert. Technik ist uns zum Schicksal geworden.

Natürlich kann der Einzelne für sich anders wählen – gesetzt, daß er ehrlich alle Konsequenzen auf sich nimmt. Aber im Ganzen – als Gruppe, als Volk, als europäische Menschheit – bleibt uns keine andre Wahl, seit wir, im wörtlichsten Wortverstande, unsre Existenz auf Technik gegründet haben.

So wäre denn Goethes Wissenschaft ein köstliches Zwischenspiel der Geistesgeschichte, unnütz, ohne Vorgang, ohne Nachfolge? Sie wäre ein schöner Traum, der an der Lebenswirklichkeit zerschellt? Ein ästhetisches Weltbild, wie man wohl sagt, mit aller Unverbindlichkeit der Feierstunde?

Nein!

Denn Technik als Schicksal heißt nicht: daß wir blindlings auf eingeschlagenem Weg ins Dunkel tappen; heißt nicht: daß wir unwissend und unbewußt, wie als müßte es so sein, im Gewohnten weiterschreiten; heißt nicht: daß wir um nackter Notdurft willen die Stimmen der Besinnung abwürgen. Technik als Schicksal auf uns nehmen heißt vielmehr, daß wir um unsern Weg wissen und um sein Ende; daß wir wissen: ein Frevel ist geschehn, der jeden Tag neuen Frevel zeugt; daß wir den Adel und das Verhängnis unsrer Entscheidung erkennen. Technik als Schicksal heißt den Fluch der Entfremdung, des Ausgestoßenseins, des Elends auf uns nehmen: und dennoch weitergehen.

Wer aber vermöchte uns solches Wissen eindringlicher zu lehren, wer könnte Bewußtsein und Gewissen klären und schärfen, wie eine Wissenschaft, die eine andre Möglichkeit verwirklicht? Erst diese andre Möglichkeit macht uns sehend und frei. Und nur die wissende Freiheit unsrer Entscheidung verleiht unserm Tun

menschliche Würde und sittlichen Adel. Goethes Wissenschaft kann und soll uns Geburtshelferin sein, in Freiheit zu tun, was notwendig ist.

Wir sind der Technik verfallen, wir sollen und wollen zu ihr stehn, wissend und frei: also bekennen wir uns notwendig zur klassischen Naturwissenschaft und ihrem Denken. Gewiß wandeln sich ihre Verfahren, gewiß ihre Meinungen, ihre Einsichten; gewiß erfolgen hier und dort Korrekturen. Wir empfinden Grenzen, Einseitigkeiten, Fehler. Wendungen kündigen sich an, die grundsätzlich Neues eröffnen. Dabei begegnen wir uns, heute häufiger als je seither, mit Einsichten, mit Begriffen Goethes. Aber täuschen wir uns nicht: bei alledem bleibt eine letzte Kluft unüberbrückt. Denn wie sehr auch die klassischen Naturwissenschaften sich ändern mögen, so bleibt doch die technische Grundhaltung mit ihrer Dialektik der Entfremdung und des Zugriffs notwendig bestehn. Und diese ist es, die uns von Goethes Wissenschaft letzthin scheidet. Gerade weil wir ihre eigne Art und ihren hohen Rang erkennen, wünschen wir keine Vermittlung noch Vermengung. Nicht um der Berührungen willen, sondern durch ihre Anderheit ist sie uns am wertvollsten.

Allein damit ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Wir haben die Unterschiede weit aufgerissen, wir haben Grenzen abgesteckt. Wir glauben zu wissen, warum wir Goethes Naturwissenschaft nicht übernehmen, nicht fortführen dürfen. Aber jenseits solcher Unterscheidung bleibt ein letztes Ja. Es wird nicht von der Naturwissenschaft ausgesprochen, sondern von der Philosophie.

In weitausholender Bewegung hat sich die Philosophie heute wieder auf ihren substanziellen Kern besonnen; wir wissen wieder, daß Philosophie zuinnerst Metaphysik ist und daß sie aus dieser metaphysischen Tiefe lebt, sofern sie sich nicht selbst aufgibt. Wir glauben, daß sie darin ihren eigensten Gegenstand hat, fernab aller Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit. Wir glauben darum an ihre bindende, ordnende Macht im Chaos, im Zerfall der Gegenwart. Die Fragen, die wir stellen, der Grund, worauf wir bauen, sind

zugleich alt und neu: wir fragen wieder nach dem Sinn des Menschendaseins, nach seiner Stellung im Kosmos, nach dem Wesen des Geistes, der Seele, der Wirklichkeit. Und der Grund, dem wir vertrauen, sind wir selbst – der Mensch in der Mitte. In diesem Sinne nennen wir den Inbegriff unsrer metaphysischen Fragen Anthropologie.

In diese Anthropologie mündet Goethes Wissenschaft ein. Sein Denken, seine Erkenntnis sind, wo nicht durchaus, so doch letzten Endes im Antrieb, in der Haltung, nach ihrer Struktur anthropologische Metaphysik. Seine Farbenlehre ist geradezu das erste Meisterwerk einer philosophischen Anthropologie.

Wir haben uns von Goethes Naturwissenschaft als Wissenschaft abgewandt; als Philosophie kehren wir zu ihr zurück.

TYPUS

Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist.
Vor schlechtem Gebilde jedem graut,
Das ein Augenschmerz ihm ist.

Was freut denn jeden? Blühen zu sehn,
Das von innen schon gut gestaltet;
Außen mags in Glätte, mag in Farben gehn,
Es ist ihm schon voran gewaltet.

IM GEGENWÄRTIGEN VERGANGNES

Ros und Lilie morgentaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bebuscht und traulich,
Steigt der Felsen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen
Und mit Ritterschloß gekrönet,
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Tal versöhnet.



Und da duftets wie vor alters,
Da wir noch von Liebe litten
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten;
Wo das Jagdlied aus den Büschen
Fülle runden Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfrischen,
Wie's der Busen wollt und brauchte.

Nun die Wälder ewig sprossen,
So ermutigt euch mit diesen;
Was ihr sonst für euch genossen,
Läßt in andern sich genießen.
Niemand wird uns dann beschreien,
Daß wirs uns alleine gönnen;
Nun in allen Lebensreihen
Müsset ihr genießen können.

Und mit diesem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafisen;
Denn es ziemt, des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

VERSUCH EINER ALLGEMEINEN VERGLEICHUNGSLEHRE

Wenn eine Wissenschaft zu stocken und, ohnerachtet der Bemühung vieler tätiger Menschen, nicht vom Flecke zu rücken scheint, so läßt sich bemerken, daß die Schuld oft an einer gewissen Vorstellungsart, nach welcher die Gegenstände herkömmlich betrachtet werden, an einer einmal angenommenen Terminologie liege, welcher der große Haufe sich ohne weitere Bedingung unterwirft und nachfolgt und welcher denkende Menschen selbst sich nur einzeln und nur in einzelnen Fällen schüchtern entziehen.

Von dieser allgemeinen Betrachtung gehe ich gleich zu dem Gegenstande über, welchen wir hier behandeln, um sogleich so deutlich als möglich zu sein und mich von meinem Zwecke nicht zu entfernen.

Die Vorstellungsart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determiniert werde, hat uns in der philosophischen Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten und hält uns noch auf, obgleich einzelne Männer diese Vorstellungsart eifrig bestritten, die Hindernisse, welche sie in den Weg lege, gezeigt haben.

Es kann diese Vorstellungsart für sich fromm, für gewisse Gemüter angenehm, für gewisse Vorstellungsarten unentbehrlich sein, und ich finde es weder rätlich noch möglich, sie im ganzen zu bestreiten. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine triviale Vorstellungsart, die ebendeswegen, wie alle triviale Dinge, trivial ist, weil sie der menschlichen Natur im ganzen bequem und zureichend ist. Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er, seiner Natur und seiner Lage nach, sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß er ihr letzter Endzweck sei? Warum soll sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folget daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Warum soll er nicht die Widersprüche, die er findet, lieber auf eine abenteuerliche Weise heben, als von denen Forderungen, in denen er sich einmal befindet, nachlassen? Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen, da es wirklich nicht an dieser Stelle für ihn existieren sollte? Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorgfältig gebauete und so sehr ge-

schätzte Weizen. Ja es läßt sich bemerken, daß die billigsten Menschen, die sich am meisten zu ergeben glauben, wenigstens nur bis dahin gelangen, als wenn doch alles wenigstens mittelbar auf den Menschen rückfließen müsse, wenn nicht noch etwa eine Kraft dieses oder jenes Naturwesens entdeckt würde, wodurch es ihm als Arzenei oder auf irgendeine Weise nützlich würde.

Da er nun ferner an sich und an andern mit Recht diejenigen Handlungen und Wirkungen am meisten schätzt, welche absichtlich und zweckmäßig sind, so folgt daraus, daß er der Natur, von der er ohnmöglich einen größern Begriff als von sich selbst haben kann, auch Absichten und Zwecke zuschreiben wird. Glaubt er ferner, daß alles, was existiert, um seinetwillen existiere, alles nur als Werkzeug, als Hilfsmittel seines Daseins existiere, so folgt, wie natürlich, daraus, daß die Natur auch ebenso absichtlich und zweckmäßig verfahren habe, ihm Werkzeuge zu verschaffen, wie er sie sich selbst verschafft.

So wird der Jäger, der sich eine Büchse bestellt, um das Wild zu erlegen, die mütterliche Vorsorge der Natur nicht genug preisen, daß sie von Anfang her den Hund dazu gebildet, daß er das Wild durch ihn einholen könne. Es kommen noch mehr Ursachen dazu, warum es überhaupt den Menschen unmöglich ist, diese Vorstellungsart fahren zu lassen.

Wie sehr aber ein Naturforscher, der über die allgemeinen Dinge weiter denken will, Ursache habe, sich von dieser Vorstellungsart zu entfernen, können wir an dem bloßen Beispiel der Botanik sehen. Der Botanik als Wissenschaft sind die buntesten und gefülltesten Blumen, die eßbarsten und schönsten Früchte nicht mehr, ja im gewissen Sinne nicht einmal so viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zustande, als eine trockne unbrauchbare Samenkapsel.

Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen, ja wenn er auch als Mensch jener Vorstellungsart nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist, sie so viel als möglich von sich entfernen.

Diese Betrachtung, welche den Naturforscher im allgemeinen angeht, trifft uns auch hier nur im allgemeinen; eine andere aber, die jedoch unmittelbar aus der vorigen fließt, geht uns schon näher an. Der Mensch, indem er alle Dinge auf sich bezieht, wird dadurch genötigt, allen Dingen eine innere Bestimmung nach außen zu geben, und es wird ihm dieses um so bequemer, da ein jedes Ding, das leben soll, ohne eine vollkommene Organisation gar nicht gedacht werden kann. Indem nun diese vollkommene Organisation nach innen zu höchst rein bestimmt und bedingt ist, so muß sie auch nach außen ebenso reine Verhältnisse finden, da sie auch von außen nur unter gewissen Bedingungen und in gewissen Verhältnissen existieren kann. So sehen wir auf der Erde, in dem Wasser, in der Luft die mannigfaltigsten Gestalten der Tiere sich bewegen, und nach dem gemeinsten Begriffe sind diesen Geschöpfen die Organe angeschaffen, damit sie die verschiedenen Bewegungen hervorbringen und die verschiedenen Existenzen [sich] erhalten können. Wird uns aber nicht schon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Wesens, welches wir derselben unterzulegen pflegen, respektabler, wenn wir selbst ihre Kraft bedingt annehmen und einsehen lernen, daß sie ebensogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? *Der Fisch ist für das Wasser da* scheint mir viel weniger zu sagen als: *der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da*; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich: die Existenz eines Geschöpfes, das wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. Ebendieses gilt von allen übrigen Geschöpfen. Dieses wäre also die erste und allgemeinste Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen; die entschiedene Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elementes sich verschieden bildet. Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden

und, was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann. Wir können dieses am besten bei den Robbenarten sehen, deren Äußeres so viel von der Fischgestalt annimmt, wenn ihr Skelett uns noch das vollkommene vierfüßige Tier darstellt.

Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, dieser mittelbar im Anfang der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervorbringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingung dieser Elemente existierend denken lassen? Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichen Bau der Bildung, welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen: Was wirkt ein allgemeines Element unter seinen verschiedenen Bestimmungen auf ebendiese allgemeine Gestalt? was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? was entsteht durch diese Wirkung für eine Gestalt der festen, der weicheren, der innersten und der äußersten Teile? Was, wie gesagt, die Elemente in allen ihren Modifikationen durch Höhe und Tiefe, durch Weltgegenden und Zonen hervorbringen.

Wie vieles ist hier schon vorgearbeitet, wie vieles braucht nur ergriffen und angewandt zu werden, ganz allein auf diesen Wegen! Und wie würdig ist es der Natur, daß sie sich immer derselben Mittel bedienen muß, um ein Geschöpf hervorzubringen und zu ernähren!

So wird man auf ebendiesen Wegen fortschreiten, und wie man nur erst die unorganisierten, undeterminierten Elemente als Be-

hikel der organisierten Wesen angesehen, so wird man sich nunmehr in der Betrachtung erheben und wird die organisierte Welt wieder als einen Zusammenhang von vielen Elementen ansehen. Das ganze Pflanzenreich z. E. wird uns wieder als ein ungeheures Meer erscheinen, welches ebensogut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist als das Weltmeer und die Flüsse zur bedingten Existenz der Fische, und wir werden sehen, daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzenozean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht auf dem andern und durch das andere, wo nicht entsteht, doch sich erhält. Wir werden uns gewöhnen, Verhältnisse und Beziehungen nicht als Bestimmungen und Zwecke anzusehen, und dadurch ganz allein in der Kenntnis, wie sich die bildende Natur von allen Seiten und nach allen Seiten äußert, weiterkommen. Und man wird sich durch die Erfahrung überzeugen, wie es bisher der Fortschritt der Wissenschaft bewiesen hat, daß der reellste und ausgebreitetste Nutzen für die Menschen nur das Resultat großer und uneigennütziger Bemühungen sei, welche weder taglöhnermäßig ihren Lohn am Ende der Woche fordern dürfen, aber auch dagegen ein nützliches Resultat für die Menschheit weder am Ende eines Jahres noch Jahrzehents noch Jahrhunderts vorzulegen brauchen.

DER BRÄUTIGAM

Um Mitternacht, ich schlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär es Tag;
Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte –
Was ist es mir, so viel er bringen mag?

Sie fehlte ja! mein emsig Tun und Streben
Für sie allein ertrug ichs durch die Glut
Der heißen Stunde; welch erquicktes Leben
Am kühlen Abend! lohnend wars und gut.



Die Sonne sank, und Hand in Hand verpflichtet
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet:
Von Osten, hoffe nur, sie kommt zurück.

Um Mitternacht, der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum zur Schwelle, wo sie ruht.
O sei auch mir dort auszuruhn bereitet!
Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.

*

Wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederholt und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat: so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

ERINNERUNG

Er: Gedenkst du noch der Stunden,
Wo eins zum andern drang?

Sie: Wenn ich dich nicht gefunden,
War mir der Tag so lang.

Er: Dann herrlich! ein Selbander,
Wie es mich noch erfreut.

Sie: Wir irrten uns aneinander;
Es war eine schöne Zeit.

AUS DER
EINLEITUNG ZUR FARBENLEHRE

Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hülfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde, und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten ionischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte, nur von Gleichem werde Gleiches erkannt, wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand leugnen; aber sich beide zugleich als eins und dasselbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indessen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finsternis durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorrufen. Im Traume erscheinen uns die Gegenstände wie am vollen Tage. Im wachenden Zustande wird uns die leiseste äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja, wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier diejenigen, welche nach einer gewissen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entschieden erklärt, was denn Farbe sei. Dieser Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen und uns auf unsere Ausführung berufen, wo wir umständlich gezeigt, wie sie erscheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen, die Farbe sei die gesetzmäßige Natur in bezug auf

den Sinn des Auges. Auch hier müssen wir annehmen, daß jemand diesen Sinn habe, daß jemand die Einwirkung der Natur auf diesen Sinn kenne; denn mit dem Blinden läßt sich nicht von der Farbe reden.

GEGENWART

Alles kündet dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst du, so hoff ich es, bald.

Trittst du im Garten hervor,
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,
So regen sich alle Gestirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär es denn Nacht!
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist du,
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sei du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit ists.

VERHÄLTNIS, NEIGUNG, LIEBE, LEIDENSCHAFT, GEWOHNHEIT

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter; so wie alles, was Produktivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltner Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen notwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältnis, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältnis aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja es überdauert die Verachtung, den Haß.

Die Leidenschaft bringt Leiden! – Wer beschwichtigt,
Beklommnes Herz, dich, das zu viel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ewger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götter-Wert der Töne wie der Tränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte sich – o daß es ewig bliebe! –
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

*

Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet,

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Eine höchst wichtige Betrachtung in der Geschichte der Wissenschaften ist die, daß sich aus den ersten Anfängen einer Entdeckung manches in den Gang des Wissens heran- und durchzieht, welches den Fortschritt hindert, sogar öfters lähmt.

Die Gelegenheit der Entdeckung ist freilich höchst wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für sich selbst nicht schädlich sind. Elektrizität erhielt vom Bernstein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber hierdurch dem Bernstein diese Eigenschaft zugeeignet wurde, so dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegensetzte.

So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Ansicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum zu denken: was uns zu einer Erscheinung geleite, sei auch der Beginn, die Ursache derselben; dabei beharren wir, anstatt von der umgekehrten Seite heranzugehen und die Probe auf unsere erste Ansicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.

Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitentüre in den Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes, alles auf diese erste untergeordnete Seite beziehen wollte? und doch geschieht dies in den Wissenschaften jeden Tag. In der Geschichte müssen wir es zugeben, schwer aber wird uns zu bekennen, daß wir selbst noch in solchen Dunkelheiten befangen sind.

SCHLECHTER TROST

Mitternachts weint und schluchzt ich,
Weil ich dein entbehrte.
Da kamen Nachtgespenster,
Und ich schämte mich.
Nachtgespenster, sagt ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst

Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermiß ich.
Denkt nicht schlimmer von mir,
Den ihr sonst weise nanntet;
Großes Übel betrifft ihn! –
Und die Nachtgespenster
Mit langen Gesichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weise oder törig,
Völlig unbekümmert.

LESEBUCH

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe;
Aufmerksam hab ichs gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden;
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn! ein klein Kapitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers,
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.
O Nisami! – doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches, wer löst es?
Liebende, sich wiederfindend.

KUNST UND WISSENSCHAFT UND DIE DEUTSCHEN

Das Glück der griechischen Ausbildung ist schon oft und trefflich dargestellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunst und des damit so nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plastik zweifelt niemand. Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr

Kolorit ebenso hoch gestanden, können wir in vollkommenen Beispielen nicht vor Augen stellen; wir müssen das wenige Übriggebliebene, die historischen Nachrichten, die Analogie, den Naturschritt, das Mögliche zu Hilfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß sie auch in diesem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen.

Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußre Einwirkung irregemacht worden: ein günstiges Geschick, das in der neuern Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zuteil wird; denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen, notwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir denn meistens am Ziel vorbei in einen grenzenlosen Irrtum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück, so begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Überschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.

Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann.

Wenn diese geforderten Elemente wo nicht widersprechend, doch sich dergestalt gegenüberstehend erscheinen möchten, daß auch die

vorzüglichsten Geister nicht hoffen dürften, sie zu vereinigen, so liegen sie doch in der gesamten Menschheit offenbar da und können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vorteile, durch Eigensinn einzelner Besitzenden und wie sonst alle die verkennenden, zurückschreckenden und tötenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo sie allein wirksam sein können, zurückgedrängt werden und die Erscheinung im Entstehen vernichtet wird.

Vielleicht ist es kühn, aber wenigstens in dieser Zeit nötig zu sagen: daß die Gesamtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so bereit liegt als vor der deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint, so ist es doch eben diese Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und voneinander abgesondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Überlieferte, das, was andre geleistet, in sich aufzunehmen genötigt. Tut er es nicht mit Bewußtsein, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, so wird jederzeit für alle ein großer Vorteil daraus entstehen. Und wie dies nun gleichzeitig schnell und heftig geschieht, so muß eine Übereinstimmung daraus entspringen, das, was man in der Kunst Stil zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt und ebendadurch mehr herausgehoben, mehr begünstigt

werden, als wenn sie sich durch seltsame Eigentümlichkeiten karikaturmäßig voneinander zu entfernen streben.

Wem die Bemühungen der Deutschen in diesem Sinne seit mehrern Jahren vor Augen sind, wird sich Beispiele genug zu dem, was wir im allgemeinen aussprechen, vergegenwärtigen können, und wir sagen getrost in Gefolg unserer Überzeugung: an Tiefe sowie an Fleiß hat es dem Deutschen nie gefehlt. Nähert er sich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft sie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so wird man ihm früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst nicht streitig machen.

*

Im Dorfe war ein groß Gelag,
Man sagt', es sei ein Hochzeittag,
Ich zwängte mich in den Schenken-Saal,
Da drehten die Pärchen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit seinem Wicht;
Da gab es manch verliebt Gesicht.
Nun fragt ich endlich nach der Braut –
Mir einer starr ins Angesicht schaut:
„Das mögt Ihr von einem andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,
Wir tanzen schon drei Tag und Nacht,
Und hat noch niemand an sie gedacht."

Will einer im Leben um sich schauen,
Dergleichen wird man ihm viel vertrauen.

DER VERSUCH ALS VERMITTLER VON OBJEKT UND SUBJEKT

Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in bezug auf sich selbst, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder miß-



fallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden. Diese ganz natürliche Art, die Sachen anzusehen und zu beurteilen, scheint so leicht zu sein, als sie notwendig ist, und doch ist der Mensch dabei tausend Irrtümern ausgesetzt, die ihn oft beschämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit schwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntnis die Gegenstände der Natur an sich selbst und in ihren Verhältnissen untereinander zu beobachten strebt: denn sie vermissen bald den Maßstab, der ihnen zu Hilfe kam, wenn sie als Menschen die Dinge in bezug auf sich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßstab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens; diesem sollen sie ganz entsagen, sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen, was ist, und nicht, was behagt. So soll den echten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er soll ihre Bildung, ihr Verhältnis zu dem übrigen Pflanzenreiche untersuchen, und wie sie alle von der Sonne hervorgelockt und beschienen werden, so soll er mit einem gleichen ruhigen Blicke sie alle ansehen und übersehen und den Maßstab zu dieser Erkenntnis, die Data der Beurteilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der Dinge nehmen, die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenstand in Beziehung auf sich selbst und in Verhältnis mit andern betrachten und denselben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabscheuen, so werden wir mit einer ruhigen Aufmerksamkeit uns bald von ihm, seinen Teilen, seinen Verhältnissen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände untereinander verknüpfen, desto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns ist. Wissen wir in Handlungen diese Erkenntnisse auf uns zu beziehen, so verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden wohlorganisierten Menschen, der entweder von Natur mäßig ist oder durch die Umstände mäßig eingeschränkt wird, ist die Klugheit keine schwere Sache: denn das

Leben weist uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben diese scharfe Urteilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältnisse anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichsam allein ist, auf seine eigenen Tritte und Schritte achtgeben, sich vor jeder Übereilung hüten, seinen Zweck stets in Augen haben soll, ohne doch selbst auf dem Wege irgendeinen nützlichen oder schädlichen Umstand unbemerkt vorbeizulassen, wenn er auch da, wo er von niemand so leicht kontrolliert werden kann, sein eigner strengster Beobachter sein und bei seinen eifrigsten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch sein soll, so sieht wohl jeder, wie streng diese Forderungen sind und wie wenig man hoffen kann, sie ganz erfüllt zu sehen, man mag sie nun an andere oder an sich machen. Doch müssen uns diese Schwierigkeiten, ja, man darf wohl sagen, diese hypothetische Unmöglichkeit, nicht abhalten, das Möglichste zu tun, und wir werden wenigstens am weitsten kommen, wenn wir uns die Mittel im allgemeinen zu vergegenwärtigen suchen, wodurch vorzügliche Menschen die Wissenschaften zu erweitern gewußt haben, wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen sie sich verirrt und auf welchen ihnen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis spätere Erfahrungen erst wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiteten.
Daß die Erfahrung, wie in allem, was der Mensch unternimmt, so auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich spreche, den größten Einfluß habe und haben solle, wird niemand leugnen, so wenig als man den Seelenkräften, in welchen diese Erfahrungen aufgefaßt, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichsam schöpferisch-unabhängige Kraft absprechen wird. Allein wie diese Erfahrungen zu machen und wie sie zu nutzen, wie unsere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder so allgemein bekannt noch anerkannt sein.
Sobald Menschen von scharfen frischen Sinnen auf Gegenstände aufmerksam gemacht werden, findet man sie zu Beobachtungen so geneigt als geschickt. Ich habe dieses oft bemerken können, seit-

dem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandele und, wie es zu geschehen pflegt, mich auch mit Personen, denen solche Betrachtungen sonst fremd sind, von dem, was mich soeben sehr interessiert, unterhalte. Sobald ihre Aufmerksamkeit nur rege war, bemerkten sie Phänomene, die ich teils nicht gekannt, teils übersehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, schnellere Schritte zu tun und aus der Einschränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühsame Untersuchung oft gefangen hält.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir selbst oder andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorsätzlich wiederholen und die Phänomene, die teils zufällig, teils künstlich entstanden sind, wieder darstellen, so nennen wir dieses einen Versuch.

Der Wert eines Versuchs besteht vorzüglich darin, daß er, er sei nun einfach oder zusammengesetzt, unter gewissen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geschicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, sooft sich die bedingten Umstände vereinigen lassen. Wir bewundern mit Recht den menschlichen Verstand, wenn wir auch nur obenhin die Kombinationen ansehen, die er zu diesem Endzwecke gemacht hat, und die Maschinen betrachten, die dazu erfunden worden sind und, man darf wohl sagen, täglich erfunden werden.

So schätzbar aber auch ein jeder Versuch, einzeln betrachtet, sein mag, so erhält er doch nur seinen Wert durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Versuche, die miteinander einige Ähnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben. Es können zwei Phänomene miteinander verwandt sein, aber doch noch lange nicht so nah, als wir glauben. Zwei Versuche können scheinen, auseinander zu folgen, wenn zwischen ihnen noch eine große Reihe stehen müßte, um sie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann sich daher nicht genug in acht nehmen, aus Versuchen

nicht zu geschwind zu folgern: denn beim Übergang von der Erfahrung zum Urteil, von der Erkenntnis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauren: Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag; alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist, als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten, daß ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja, daß nichts gefährlicher sei, als irgendeinen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrtümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu geraten, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen.

Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolierter Teil unserer Erkenntnis; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolierte Kenntnis zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demselben Fache bekannt werden, sie können nahe verwandt sein, aber noch näher verwandt scheinen, und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten, als sie sind. Es ist dieses der Natur der Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst bemerkt, daß ich diesen Fehler oft begehe.

Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistenteils entspringt. Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen: der Mensch erfreut sich nur einer Sache, insofern er

sich dieselbe vorstellt, sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältnis zu bringen, das sie, streng genommen, untereinander nicht haben; daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorieen, Terminologieen und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unsers Wesens notwendig entspringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Versuch ihrer Natur nach als isoliert anzusehen sind und von der andern Seite die Kraft des menschlichen Geistes alles, was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuern Gewalt zu verbinden strebt, so sieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgendein Verhältnis, das nicht ganz sinnlich ist, das aber die bildende Kraft des Geistes schon ausgesprochen hat, durch einzelne Versuche beweisen will.

Es entstehen durch eine solche Bemühung meistenteils Theorieen und Systeme, die dem Scharfsinn der Verfasser Ehre machen, die aber, wenn sie mehr, als billig ist, Beifall finden, wenn sie sich länger, als recht ist, erhalten, dem Fortschritte des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmend und schädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen, daß er, gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswählt, die ihm schmeicheln, daß er die übrigen so zu ordnen versteht, daß sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und beiseite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne, der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen

lernen und bewundern und, insofern es möglich ist, sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Überhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligtum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinem Menschensinne wieder vindizieren, die Sache etwas leichter nehmen und von dem Stifter einer Sekte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagt: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte.

Es möchte aber nicht genug sein, die Gefahr anzuzeigen und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgendeiner Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung desselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt alles ankömmt, so ist es nötig, sich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolierte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert seien; es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?

Wir haben oben gesehen, daß diejenigen am ersten dem Irrtume unterworfen waren, welche ein isoliertes Faktum mit ihrer Denk- und Urteilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß diejenigen am meisten geleistet haben, welche nicht ablassen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten.

Da alles in der Natur, besonders aber die allgemeinern Kräfte

und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe, wie wir von einem frei schwebenden leuchtenden Punkte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was unmittelbar an ihn grenzt, was zunächst auf ihn folgt. Dieses ists, worauf wir mehr zu sehen haben als auf das, was sich auf ihn bezieht. Die Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftstellers, der unterhalten will. Dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrigläßt, jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu tun übriglassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe, in irgendeiner Sache abzuschließen.

Ich habe in den zwei ersten Stücken meiner „optischen Beiträge" eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst aneinander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja, wenn man sie alle genau kennt und übersieht, gleichsam nur einen Versuch ausmachen, nur eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen.

Eine solche Erfahrung, die aus mehreren andern besteht, ist offenbar von einer höhern Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf solche Erfahrungen der höheren Art loszuarbeiten, halt ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weist uns das Exempel der vorzüglichsten Männer, die in diesem Fache gearbeitet haben.

Diese Bedächtlichkeit, nur das Nächste ans Nächste zu reihen oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns

keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

Denn eigentlich ist es die mathematische Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Assertion offenbart, und ihre Beweise sind eigentlich nur umständliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Teilen und in seiner ganzen Folge da gewesen, in seinem ganzen Umfange übersehen und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden. Und so sind ihre Demonstrationen immer mehr Darlegungen, Rekapitulationen als Argumente. Da ich diesen Unterschied hier mache, so sei es mir erlaubt, einen Rückblick zu tun.

Man sieht den großen Unterschied zwischen einer mathematischen Demonstration, welche die ersten Elemente durch so viele Verbindungen durchführt, und zwischen dem Beweis, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz isolierte Verhältnisse enthalten und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf einen Punkt zusammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen überraschend genug hervorgebracht werden. Ebenso kann man zugunsten eines Hypothese oder Theorie die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammenstellen und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu tun ist, mit sich selbst und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das sorgfältigste die einzelnen Versuche durcharbeiten und so die Erfahrungen der höheren Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, nebeneinander stellen, und wie sie nach und nach ausgebildet worden, können sie geordnet und in ein solches Verhältnis gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengenommen unerschütterlich stehen.

Die Elemente dieser Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Versuche sind, können alsdann von jedem untersucht und

geprüft werden, und es ist nicht schwer zu beurteilen, ob die vielen einzelnen Teile durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden können; denn hier findet keine Willkür statt.

Bei der andern Methode aber, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch isolierte Versuche gleichsam als durch Argumente beweisen wollen, wird das Urteil öfters nur erschlichen, wenn es nicht gar in Zweifel stehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Witz an denselben, wie sie nur mögen: es wird nicht schädlich, ja, es wird nützlich sein. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden; denn sie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt sein, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdenn einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlischen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sei. Auf diese Weise wird unterschieden, was zu unterscheiden ist, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel schneller und reiner vermehren, als wenn man die späteren Versuche, wie Steine, die nach einem geendigten Bau herbeigeschafft werden, unbenutzt beiseite legen muß.

*

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib ich symmetrische Reime;
Nicht mehr faß ich sie
In goldne Ranken;
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,
Überweht sie der Wind, aber die Kraft besteht,
Bis zum Mittelpunkt der Erde
Dem Boden angebannt.
Und der Wandrer wird kommen,

Der Liebende. Betritt er
Diese Stelle, ihm zuckts
Durch alle Glieder.
„Hier! vor mir liebte der Liebende.
War es Medschnun, der zarte?
Ferhad, der kräftige? Dschemil, der daurende?
Oder von jenen tausend
Glücklich-Unglücklichen einer?
Er liebte! Ich liebe wie er,
Ich ahnd ihn!"
Suleika, du aber ruhst
Auf dem zarten Polster,
Das ich dir bereitet und geschmückt.
Auch dir zuckts aufweckend durch die Glieder.
„Er ist, der mich ruft, Hatem.
Auch ich rufe dir, o Hatem, Hatem!"

GESPRÄCH
ZWISCHEN WILHELM MEISTER
UND DER SCHÖNEN-GUTEN

Nach Tische ward unser Gespräch lebhafter und vertraulicher, aber eben deshalb konnte ich mehr empfinden und bemerken, daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang, ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht, sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr gewisse Schwermut, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte, seien es häusliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich wäre reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.
Sie verneinte lächelnd, daß dies der Fall sei. Ich habe, fuhr sie fort, wie Sie zuerst hereintraten, einen von denen Herren zu sehen geglaubt, die mir in Triest Kredit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden, als ich mein Geld vorrätig wußte,

man mochte die ganze Summe oder einen Teil verlangen. Was mich aber drückt, ist doch eine Handelssorge, leider nicht für den Augenblick, nein! für alle Zukunft. Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Täler sich durchs Gebirg schlingen, wie das, wodurch Sie herabkamen, noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor, das Sie diese Tage her dort gesehen, wovon Ihnen die geputzte Menge allseits andringend gestern das erfreulichste Zeugnis gab; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Öde, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde.
Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere; entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen oder aufzubrechen, die Besten und Würdigsten mit sich fortzuziehen und ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen. Eins wie das andere hat sein Bedenken, aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen?

*

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! –
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbeigegangen;
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen.
Die Jugend ist um ihretwillen hier,
Es wäre törig, zu verlangen:
Komm, ältele du mit mir.

AUS DEN MAXIMEN UND REFLEXIONEN, AUS DEN SPRÜCHEN UND AUS DEN WERKEN

Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein beharrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut? Und selbst, wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohltätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugnis gibt.

O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen:
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden,
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,
Von Einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Ozean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter wars, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Hussen verbrannte: die Zeitalter sind sich immer gleichgeblieben.



Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß.

Die Gedanken kommen wieder, die Überzeugungen pflanzen sich fort; die Zustände gehen unwiederbringlich vorüber.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten: eine Idee darf nicht liberal sein! Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal sein; denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Der Glaube ist ein häuslich heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hülfskassen gibt, woraus man in Tagen der Not einzelnen ihr Bedürfnis reicht; hier nimmt der Gläubige sich seine Zinsen im stillen selbst.

Kennte der Jüngling die Welt genau,
Er würde im ersten Jahre grau.

In der Welt kommts nicht drauf an, daß man die Menschen kenne, sondern, daß man im Augenblick klüger sei als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugnis.

Die Natur gerät auf Spezifikationen wie in eine Sackgasse: sie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück; daher die Hartnäckigkeit der Nationalbildung.

Jedes Existierende ist ein Analogon alles Existierenden; daher erscheint uns das Dasein immer zu gleicher Zeit gesondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu sehr, so fällt alles identisch zusammen; meidet man sie, so zerstreut sich alles ins Unendliche. In beiden Fällen stagniert die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getötet.

Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär es, wenn es nicht erschiene?

Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte.

Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel; deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

Die mimische Tanzkunst würde eigentlich alle bildenden Künste zugrunde richten, und mit Recht. Glücklicherweise ist der Sinnenreiz, den sie bewirkt, so flüchtig, und sie muß, um zu reizen, ins Übertriebene gehen. Dieses schreckt die übrigen Künstler glücklicherweise sogleich ab; doch können sie, wenn sie klug und vorsichtig sind, viel dabei lernen.

Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht und sich in seinem eignen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

Ein irdischer Verlust ist zu bejammern,
Ein geistiger treibt zur Verzweiflung hin.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

Alles, was wir treiben und tun, ist ein Abmüden; wohl dem, der nicht müde wird!

Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißesten Empfindung unsrer Brust.

Man kann nicht für jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Ein dürres Blatt, im Wind getrieben,
Sieht öfters einem Vogel gleich.

Die Mängel erkennt nur der Lieblose; deshalb, um sie einzusehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr, als hiezu nötig ist.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Narrenpossen, sagte er, sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe,



vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommts an.

Wenn alle Bande sich auflösen, wird man zu den häuslichen zurückgewiesen.

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach: denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe. Eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihresgleichen hervorzubringen.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt.

Die christliche Religion ist eine intentionierte politische Revolution, die, verfehlt, nachher moralisch geworden ist.

Man könnte zum Scherze sagen, der Mensch sei ganz aus Fehlern zusammengesetzt, wovon einige der Gesellschaft nützlich, andre schädlich, einige brauchbar, einige unbrauchbar gefunden werden. Von jenen spricht man Gutes: nennt sie Tugenden; von diesen Böses: nennt sie Fehler.

Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig,
Nun abnehmend in Eil, könnten gefallen sie mir.

Wer wohl versteht, was so sich schickt und ziemt,
Versteht auch seiner Zeit ein Kränzchen abzujagen;
Doch bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Wenn ich bis an mein Ende rastlos fortwirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.

Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

MAX HECKER

GOETHES TOD

„Es geht mir schlecht: denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt", so beklagt sich Goethe am 22. Mai 1822 mit scherzhafter Verdrießlichkeit in einem Gespräche mit dem Kanzler v. Müller. Er hat Ähnliches auch wohl sonst gesagt. In fröhlicher Gesellschaft hatte er am 12. August 1801 die Ruine Pleß bei Göttingen besucht; als er sich vierzehn Jahre später dieses Ausflugs erinnert, faßt er seine damalige Empfindung in heiter-ernster Klage zusammen:

Auf diesen Trümmern hab ich auch gesessen,
Vergnügt getrunken und gegessen,
Und in die Welt hinaus geschaut;
War aber wenig nur davon erbaut.
Kein liebes Kind gedachte meiner,
Und ich fürwahr gehörte keiner:
So war die ganze Welt umgraut.

Diese Worte, so harmlos-neckisch sie klingen, eröffnen tiefen Zugang in des Dichters eigenstes Wesen; unter dem Bilde anmutiger Liebeständelei verbirgt sich die Offenbarung einer seelenhaften Grundstimmung, die für alle seine Beziehungen zur wechselnden Umwelt, für sein gesamtes Handeln und Leiden gültig ist. Ihm

ist nur dann das Leben lebenswert, wenn ihn eine geistig-sittliche Erscheinung des menschlichen Daseins, wenn ihn das Rätsel der geheimnisvollen Natur zu lebendiger Teilnahme aufruft. Wie seines Herzens wird er seines ganzen Ichs nur in dauernder Bewegung bewußt: er will lieben und geliebt werden, er will ergriffen werden und ergreifen, er will wirken und im Wirken wachsen, er will schenken und in der Verschwendung sich bereichern. So wirbt er mit unermüdlicher Liebeskraft um die wandelbar-ewigen Formen der Natur und Kunst, die sich ihm mit Zuneigung öffnen, wie sich das Herz einer Braut dem Geliebten erschließt. Darum hat er das Leben so lange festgehalten und das Leben ihn, weil er ihm stets erneuten Inhalt gab; über manchen gefährlichen Krankheitsanfall hinüber hat er Tag an Tag und Jahr an Jahr gebunden, weil er Werk an Werk und Ziel an Ziel zu reihen wußte. Aus seinem Schöpferwillen hat sein physisches Dasein Dauer und die Möglichkeit ununterbrochener Selbsterneuerung geschöpft: das Neue findet ihn immer wieder neu. Die gewaltige Faustdichtung, sie, die strenge Freundin aus stürmender Jugend, die mahnende Begleiterin durch ein strebend bemühtes Mannestum hindurch bis hinein in bedachtsames Greisenalter, sie vor allem hat den Dichter ans Leben gekettet; wie sie alle seine Kräfte in Anspruch nahm, so hat sie auch alle Kräfte lebendig erhalten. Dieses Werk, einmal ans Licht des Tages gehoben, hat nicht geduldet, daß sich das Leben seines Schöpfers vollende, ehe es nicht selbst vollendet sei.

Und nun liegt seit der Mitte des Augusts 1831 der Faust vor dem Dichter fertig da; schon das Tagebuch vom 22. Juli meldet: „Letztes Mundum. Alles Reingeschriebene eingeheftet." Das gewichtige Manuskript, von Schreiberhand geschrieben, von Goethe selbst vielfach gebessert und ergänzt, wird eingesiegelt, damit nun endlich ein wirkliches Ende sei; es ist dazu bestimmt, den Bänden des dichterischen Nachlasses dereinst vermehrtes Gewicht zu geben. Wer will sich erdreisten, den Gefühlen nachzuspüren, mit denen Goethe die kostbaren Blätter in ihre Hülle geborgen haben wird:

das „Hauptgeschäft“ ist abgetan, des Lebens letztes Ziel erreicht. Zwar hat der Nimmermüde schon lange vorher neue Fäden angesponnen, die in die Folgezeit hineinleiten, er hat sich, nun da im Reiche der Dichtung der Gipfel beharrlichen Schritts erreicht ist, zur Naturwissenschaft gewendet: er ordnet ältere morphologische Arbeiten für die künftigen Nachlaßbände, er gibt aufs neue den „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“ von 1790 heraus, den er mit bedächtigem Bericht über den Gang seiner botanischen Studien versieht, er will seine Betrachtungen über die Spiraltendenz der Gewächse zusammenschließen, er erwägt den Gedanken, die Farbenlehre, dieses sein vielgeliebtes Schmerzenskind, „zwar nicht zu einem Lesebuch, aber doch zu einem lesbaren Buche“ zusammenzudrängen. Auch ist auffallend, wie sehr sich der Briefwechsel mit Zelter, mit Marianne v. Willemer belebt. Aber alle diese Pläne und Beschäftigungen sind doch nur ein letztes Verebben der Schaffelust; die gespannten Saiten eines gewaltigen Geistes, die mit mächtigen Akkorden die Welt gefüllt hatten, schwingen noch lange in immer leiserem Verzittern, ehe sie für immer verstummen. Das Hauptgeschäft ist vollendet; der Mittelpunkt, um den dieses tätige Leben gekreist hat, ist aufgehoben.

Einundachtzig Jahre ist Goethe alt, als er am 28. August 1831, sieben Monate vor seinem Abscheiden, den letzten Geburtstag feiert: „Faust, im höchsten Alter wandelnd.“ Nicht ohne Spuren zu hinterlassen, ist die Flucht der Zeit mit Freude und Schmerz, mit Arbeit und Spiel, mit Liebe und Haß über dieses königliche Haupt dahingegangen: das Haar über der gefurchten Stirne ist ergraut, die Schläfen sind eingefallen, die Wangen schlaff, in die Hornhaut des braunen Auges, des strahlenden, das weit geöffnet war, alle Schönheit und Merkwürdigkeit der Erde freudig zu erfassen, hat sich ein mißfarbener Altersring eingegraben, und die Lippen sind schmal geworden und pressen sich fest aufeinander, als gelte es, ein tiefstes Weltgeheimnis zu bewahren. Auch die Gestalt zeigt nicht mehr die selbstbewußt aufrechte Haltung der

Mannesjahre: wenn jetzt der Greis sinnend seinen stillen Klostergarten durchschreitet, so trägt er Kopf und Nacken leicht vorgeneigt; seine Schultern senken sich sacht der endlichen Ruhe zu. Ob er wohl, wenn er auf schweigsamem Gang zwischen duftenden Beeten dann vor einer Blume betrachtend Halt macht, unter dem Farbenschmelz ihrer Blüte den geheimnisvollen Lettern nachforscht, die das ewige Schicksal unvermeidbarer Vergänglichkeit verkünden? Um wieviel hinfälliger und flüchtiger ist die Blume als der Mensch, und doch ist sie dauerhafter als er; denn weil ihr bewußte Individualisation in animalischem Sinne versagt geblieben ist, kennt sie kein bewußtes animalisches Sterben, und die Blume des künftigen Jahres ist dieselbe wie die heutige, von ihr nur in der Erscheinung unterschieden. Ob der Hochbetagte, der einst so Lebensfreudige, der sich sonst immer mit entschiedenster Daseinsbejahung von jedem Gedanken an Tod und Grab abgekehrt hat, nun nicht täglich williger dem nahenden Tage entgegenlauscht, der auch ihn der schönen und lehrreichen Erde entrücken wird? Wohl war es ein Bild erhabensten Menschentums, dieses Leben unverdrossener Arbeit und Mühe, jedem strebenden Geiste eine Mahnung, auch in bescheidenstem Kreise seiner zugewiesenen Pflicht Genüge zu tun; aber mit schauernder Ehrfurcht sehen wir die gelassene Hoheit, mit der sich ein Auserwählter allgemeinem Menschenlose unterwirft.

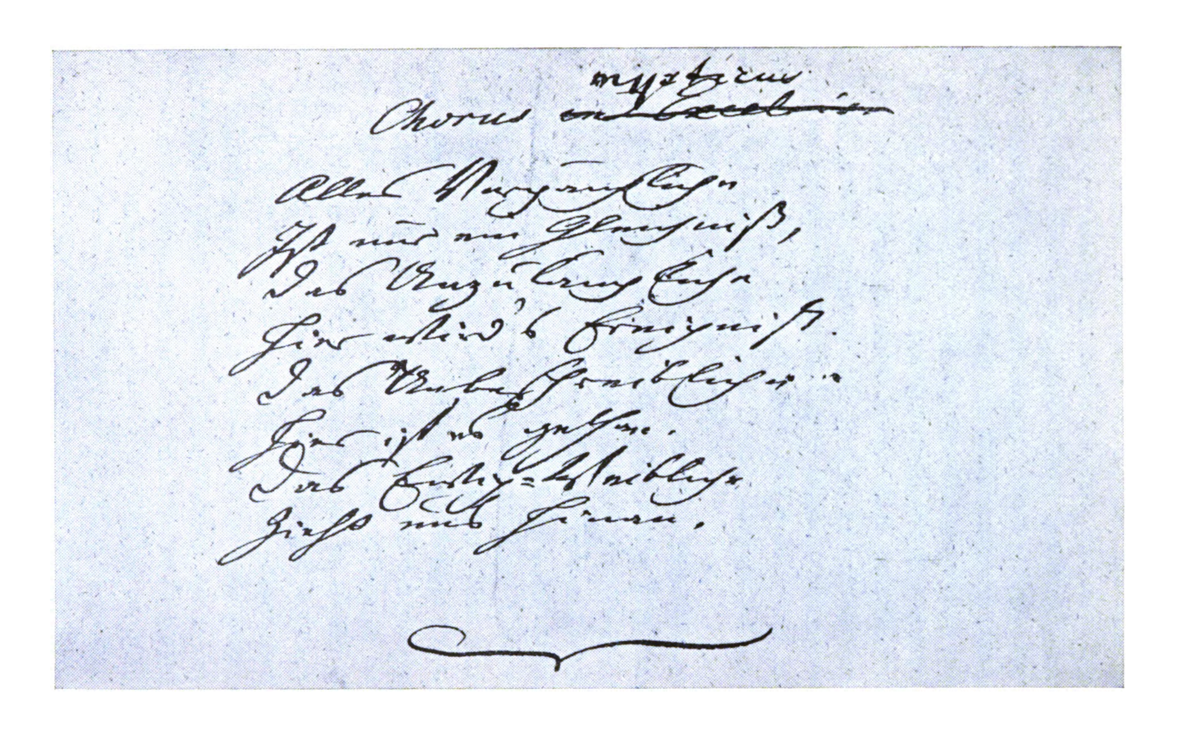
An dem letzten Geburtstage, den das Schicksal ihm schenkt, nimmt Goethe Abschied vom Leben. In Weimar enthüllt man das gewaltige Bildwerk, das schon jetzt den noch Lebenden in der mythisch übermenschlichen Größe darstellt, mit der er über flacher Nachwelt ragen wird, die von David d'Angers geschaffene Büste. Goethe ist nach Ilmenau gefahren, jenem kleinen Städtchen im Thüringer Walde, das einst so viele übermütig-laute und seelenvoll-glückliche Tage gesehen hatte. Er sucht am 27. August auf der Gipfelhöhe des Kickelhahns die Jägerhütte auf, die ihm in jener denkwürdigen Mondnacht des 6. Septembers 1780 anspruchloses Obdach geboten hatte; er will hier oben ein Erinnerungsfest, ein

Abschiedsfest begehen. Er will das Ende an den Anfang anknüpfen. Wie man von hohem Berge ins Tal hinabschaut, so will er vom letzten Gipfel des Lebens mit beruhigtem Blick in die Vergangenheit niederblicken: das Gelungene tritt vor und erheitert, das Mißlungene ist vergessen und verschmerzt. Er „rekognosziert" sein „Nachtlied", das er damals mit flüchtigen Bleistiftzügen an die Bretterwand angeschrieben hatte, und die tröstlichen Worte:

Warte nur, balde
Ruhest du auch,

damals nur die Verheißung der besänftigenden Ruhe eines stillen Schlafes, aus dem ein neuer Morgen ihn zu neuer Tat und neuer Liebe wecken soll, werden nun zum Ausdruck der Gewißheit jener tieferen Nacht, der kein irdisches Erwachen folgt. Er wehrt sich gegen diese Gewißheit nicht mehr: sein Leben ist ausgelebt. Die gleichmütige Natur, wie sie vor Goethes müdem Auge daliegt, ist die alte, vertraute geblieben im heiligen Wechsel von Blüte und Frucht; aber die Welt hat sich geändert. „Nun wollen wir gehen", spricht Goethe auf dem Kickelhahn zu seinem Begleiter und wendet sich entschlossen zum Abstieg.

Den Heimgekehrten umfängt sein Haus mit der warmen Behaglichkeit altgewohnter Verhältnisse. Die Enkel bringen ihre kindlichen Sorgen und Freuden getragen, die Schwiegertochter die Aufregungen einer vergnügungssüchtigen Gesellschaft. Die vertrauten Freunde sitzen in heiter-geistreichem Gespräche an seinem gastlichen Tisch, anmutige Frauen wetteifern, die kleinen Gaben ihrer Verehrung darzubringen, jeden Donnerstag tritt zu festgesetzter Stunde die Großherzogin ein. Ein letztes Mal poltert Zelter in die abgeschiedene Dichterstube, um mit derbem Witz das Getriebe Berlins in dem stillen Raume aufsteigen zu lassen. In einsamen Stunden neigt sich Goethe über kostbare Blätter seiner Kunstsammlung; abends muß Ottilie vorlesen, und mit gütiger Duldsamkeit läßt der Alte es geschehen, daß ihre unruhigen Gedanken mehr einen unbeständigen Helden ihrer schweifenden



Chorus ~~in excelsis~~ mysticus

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß,
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan.
Das Ewig=Weibliche
Zieht uns hinan.

Liebessehnsucht als die Feldherrn des griechischen Geschichtsschreibers umflattern. Dem Blicke des Seelenkünders kann es nicht verborgen geblieben sein, welche Gefahren durch die zügellose Phantastik dieser lebensgierigen Frau heraufbeschworen werden können: so hat er denn beizeiten daran gedacht, über seine dereinstige Hinterlassenschaft feste Bestimmungen zu treffen. In langwierigen Verhandlungen mit dem Kanzler v. Müller entworfen, liegt sein Testament, das die drei Enkelkinder zu Universalerben einsetzt, schon seit dem 6. Januar 1831 unterschrieben da; Nachträge vom 22. Januar und 15. Mai geben Anweisung, wie mit dem schriftstellerischen Nachlaß zu verfahren sei. Ein umsichtiger Familienvater hat nach bestem Wissen sein Haus bestellt; er legt den Ausgang seiner treuen Überlegungen vertrauensvoll auf die Kniee der Götter.

So geht der Winter dahin, im sonst so kalten Thüringen ein trüber regnerischer Winter. Nur selten fällt scharfer Frost vom wolkenlosen Himmel. Schon um die Mitte des Januars 1832 bricht das Eis der Saale; schon um den 17. März verkünden rauhnasse Stürme das Nahen des Frühlings. Trotz ungünstiger Witterung werden am 13. und 14. März mittägige Spazierfahrten gewagt; der Dichter, so möchte man meinen, sucht durch seine verwegene Ungeduld das Nahen der lang entbehrten Sonne zu beschleunigen. „Fragt man mich," so hatte er erst vor wenigen Tagen in einer tiefsinnigen Unterhaltung mit Eckermann gesprochen, „fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich: durchaus! Denn sie ist eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns." Er hat die Sonne des jungen Jahres nicht mehr gesehen; die Ausfahrt des 14. März ist die letzte geblieben. Donnerstag, der 15. März, ist der letzte Tag, für den die Reinschrift des Tagebuches den üblichen Überblick enthält. Auch für sein Tagebuch hat Goethe vorbereitende

Entwürfe herzustellen gepflegt; ein einziger hat sich davon erhalten: eben der, der der letzte geblieben ist. Er trägt zunächst einen knappen Entwurf zu dem ausführlichen Tagebucheintrag von Donnerstag, dem 15. März. Dann heißt es: „Freitag, den 16. ejusdem. Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht.“ Dann folgt noch die Überschrift des nächsten Tages: „Sonnabend“. Und dann folgt nichts mehr! Der Tod schickt sich an, sein unwiderrufbares Finis unter Tagebuch und Leben zu setzen; das Sterben beginnt.

Wir wissen: Goethe ist gestorben, weil seine Sendung durchaus erfüllt war. Nach Vollendung seiner schicksalgesetzten Aufgabe mußte das tragende Leben in den Urgrund der Dinge zurücksinken. Aber wir wollen auch erfahren, welchen Mittels sich die lösende Natur bedient hat, die Vereinigung der geistig-körperlichen Kräfte aufzuheben. In jener Todesanzeige, mit der die Hinterbliebenen den Freunden das Hinscheiden Goethes bekannt gemacht haben, heißt es: er starb „am Stickfluß infolge eines nervös gewordenen Katarrhalfiebers“. Wir dürfen annehmen, daß unter Katarrhalfieber eine durch Erkältung hervorgerufene Erkrankung an Grippe oder Influenza zu verstehen sei, wie denn eben damals die Grippe in Weimar und anderen Orten als endemische Krankheit nicht selten war. Diese Grippe ist zum Teil in ein Nervenfieber übergegangen, das Herz hat sich der fieberhaften Infektion gegenüber als zu schwach erwiesen, eine Lungenlähmung ist die Folge gewesen. So ist Goethe gestorben.

Über Goethes letzte Lebenstage und seinen Tod liegen mehrere Berichte vor, die nicht in allen Einzelheiten übereinstimmen. Es liegt uns fern, ihre Aussagen kritisch gegeneinander abzuwägen. So steht es gleich anfangs nicht fest, bei welcher Gelegenheit Goethe sich die verhängnisvolle Erkältung zugezogen haben mag, die des Endes Anfang gewesen ist. Am 15. März, einem Donnerstag, fühlt sich Goethe unbehaglich, er ißt wenig und ohne Appetit und geht zeitig zu Bette. Die Nacht ist unruhig, Frost wechselt mit Hitze, ein häufiger trockener Husten quält den

Schlaflosen, in den äußeren Teilen der Brust macht sich Schmerz fühlbar. So wird denn am Morgen der Arzt gerufen: es ist Freitag, der 16. Hofrat Dr. Carl Vogel kommt, ein Mann, den Goethe als Menschen und als Mediziner aufs höchste schätzt. Der Kranke schlummert, als Vogel gegen acht Uhr bei ihm eintritt; er erwacht, ohne sich sogleich ermuntern zu können. Der matte Blick der geröteten Augen, die wiederholten Hustenanfälle, die Heiserkeit der Stimme, die Zerschlagenheit der Glieder, vor allem aber eine ungewöhnliche Teilnahmlosigkeit sind bedenkliche Zeichen. Angemessene Arznei und leichteste Nahrung werden verordnet. „Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht": so der Entwurf zum Tagebuchbericht, der letzte! Eine sichtliche Besserung zeigt sich im Laufe der Stunden: der Kopf wird freier, der Blick lebhafter, der Husten seltener, die Haut scheint sich mit wohltätigem Schweiß bedecken zu wollen; in den Abendstunden hat sich der Geist schon so weit zur sonstigen Regsamkeit zurückgefunden, daß Freund Riemer für ein leichtes Geplauder über Sprachstudien Aufmerksamkeit erwarten darf. Die Besserung schreitet in den nächsten Tagen stetig fort: will der Tod noch einmal an dem verehrten Haupte vorübergehen? Die Nächte füllen sich mehr und mehr mit erquickendem Schlaf, der Husten schwindet, die Brustschmerzen sind gewichen. Die Eßlust belebt sich: ein Glas des üblichen Würzburger Tischweins zum Mittag, ein Glas Madeira zum Frühstück darf erlaubt werden. Schon am Sonntag, dem 18. März, verläßt Goethe für mehrere Stunden das Bett, am Montag bleibt er fast den ganzen Tag über auf. Er ist noch matt und körperlich angegriffen; aber das Gemüt ist heiter, die Aufmerksamkeit lebendig. Die Neigung zur Beschäftigung kehrt zurück: ein französisches Heft wird gelesen, eine Kupferstichmappe durchgesehen; der sichtlich Genesende fragt nach den Vorgängen seines Amtsbereichs. Er wird täglich gesprächiger, die Freude an scherzhafter Unterhaltung wacht wieder auf. Um die Mitte der Nacht vom 19. zum 20. März aber, vom Montag zum Diens-

tag, wacht Goethe auf, er empfindet Kälte, die sich, von den Händen aufsteigend und immer stärker werdend, über den ganzen Körper verbreitet, der frühere Schmerz fällt die gequälte Brust mit vermehrter Heftigkeit an. Der Diener möchte den Arzt rufen, Goethe erlaubt es nicht, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei". Vogel wird erst am Morgen um $^1/_2$9 Uhr herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartet ihn. Fürchterlichste Angst und Unruhe treiben den Kranken mit jagender Hast bald ins Bett, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klappern vor Frost. Der Schmerz der Brust preßt dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge sind verzerrt, das Antlitz aschgrau, die trüben Augen tief in ihre Höhlen gesunken, der Blick drückt die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper trieft von Schweiß, der schnelle Puls ist kaum zu fühlen, heftigster Durst quält den Kranken. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte geben die Besorgnis vor einer Wiederholung jenes Blutsturzes zu erkennen, der schon einmal, im November 1830, den durch den Tod des Sohnes aus allen Lebensfugen gerissenen Greis dem Grabe nahegebracht hatte.
Schnelles Handeln ist geboten. Es gelingt dem Arzt in anderthalbstündiger Mühe noch einmal, den allgemeinen Zustand zu bessern, den Schmerz der Brust zu beseitigen; schwacher Zimtaufguß, mit Wein gemischt, stillt den heftigen Durst. Der Abend sieht den Kranken in leidlichem Behagen. Schon am Vormittag hatte er, halb bewußt- und willenlos, eine Anweisung an die Kassenverwaltung unterzeichnet, der jungen Bildhauerin Angelika Facius als Beitrag für ihren Studienaufenthalt in Berlin hundert Taler auszuzahlen; nun am Abend freut er sich, von Vogel zu vernehmen, daß auch eine andere Vergütung, die er dringlich befürwortet hatte, durch großherzogliches Reskript bewilligt worden sei: er bleibt „liebevoll bis zum letzten Hauche". Eine Freundin der Schwiegertochter, die reizende Gräfin Louise Vaudreuil, sendet ihm ihr Bild: der letzte Gruß der herrlichen Gotteswelt, die dieses bewegliche Herz so oft beglückt hat, ist ein Abbild weiblicher

Schönheit. „Nun, der Künstler soll gelobt werden," spricht Goethe, „der nicht verdarb, was die Natur so schön vollendete." Bekleidet mit seinem weißen Schlafrock, eine leichte Decke über den Beinen, die Augen geschützt durch einen grünen Schirm, so sitzt der verehrungswürdige Greis im Lehnsessel neben dem Bette, freundlich und gefaßt, verklärt in seiner rührenden Schwäche. Bis auf wenige Tage ist es nun gerade ein Jahr her, daß Goethe den eben gekauften grünen Lehnstuhl dem getreuen Eckermann gezeigt hatte: „Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen", hatte er damals gesagt – nun benutzt er ihn, um darin zu sterben!

Aber noch ein voller Tag ist ihm im Dasein vergönnt: der 21. März, ein Mittwoch. Wie ein freiheitslüsterner Vogel, der auf der Schwelle seines Käfigs die Flügel ausbreitet und wieder zusammenfaltet, zaudernd, ob er dem liebgewordenen Gefängnis entfliehen soll, so Goethes Geist; immer wieder wird der geistig-körperliche Niedergang durch hoffnunggebende Pausen unterbrochen, in denen der Atem freier geht und die verschattenden Schleier sich von Augen und Seele sichtlich hinwegheben. Bis weit in den Vormittag hinein bleibt ein zaghafter Ausblick auf Besserung gestattet; am Nachmittag sogar zuckt die erlöschende Flamme noch einmal schüchtern empor. Aber dann entscheidet sichs. Ein leises Rasseln in der Brust, schon am Vormittag vernehmbar, im Verlauf des Tages in lauteres Röcheln übergehend, kündet die todbringende Lungenlähmung an. Der kalte Körper ist von Schweiß überströmt, die Kälte steigt, der Puls verliert sich, das Antlitz wird fahl. Die Sinne schwinden; immer häufiger folgen sich immer längere Dämmerzustände.

So kommt die Nacht, die nur zu kurze letzte Lebensnacht, die der langen Nacht des Todes vorangeht. Aus schlafähnlicher Benommenheit kehrt der Sterbende hin und wieder zum Bewußtsein zurück; er befiehlt dem Diener Friedrich, ein zeitgeschichtlich-politisches Buch, das die Großherzogin geschickt hat (es ist des schweizerischen Staatsmannes Salvandy „Seize Mois ou la Révolution de 1830 et les Révolutionaires"), aufzuschneiden

und zwischen zwei Lichtern vor ihn hinzulegen: mit schwacher Hand wendet er die Blätter, zu lesen vermag er nicht mehr.

Und dann der letzte Morgen, der Morgen des 22. März. Friedsam und still ruht Goethe im grünen Lehnsessel. Neben ihm kauert auf dem Bette Ottilie; sie war am Tage zumeist fern geblieben und hatte nur in gefahrdrohenden Nächten im Arbeitszimmer gewacht; nun hält sie die Hand des Scheidenden. Im Arbeitszimmer weilen mit ihrem Hauslehrer die Enkelknaben, bei ihnen der Diener Friedrich und Goethes Sekretär Johann John. In einem anderen Raume harren die nächsten Freunde und Arbeitsgenossen des Ausgangs: Riemer, Eckermann und Kräuter, Soret, Coudray und der Kanzler v. Müller; Dr. Vogel geht ab und zu. Gelegentlich tritt der eine oder andere von ihnen in die enge Türe des Schlafstübchens und lauscht auf die Atemzüge des Schlummernden, auf die zusammenhanglosen Worte, die er träumend vor sich hinmurmelt. Die Züge des gesenkten Antlitzes sind beruhigt; die Furcht des Irdischen ist von dem Vollendeten abgefallen, der den schweren Kampf der Todesnot bereits in jenem Angstanfall des 20. März überstanden hat. In letztem Spiele scheint die erlöschende Phantasie schwache, heitere Bilder durch das verdämmernde Bewußtsein zu werfen. Die Leiden der Krankheit sind gewichen; kein Gedanke des nahen Endes, kein Vorgefühl des Todes beunruhigt die Seele, die, in ihrer Schwäche keiner klaren Begriffe mehr fähig, sich eher an dem Truggedanken baldiger Genesung zu ergötzen scheint.

Gegen neun Uhr verlangt Goethe zu trinken; er richtet sich im Sessel auf und leert das mit Wein und Wasser gefüllte Glas. Dann erhebt er sich vollends, unterstützt von John und Friedrich, und fragt stehend, welches Datum man schreibe. Man erwidert: den 22. März. „Also hat der Frühling begonnen," sagt Goethe, „und wir können uns um so eher erholen." Er setzt sich in seinen Lehnstuhl, er verfällt in leichten Schlummer, er beginnt zu träumen und flüstert abgebrochene Sätze. Das Gemälde der Gräfin Vaudreuil scheint vor ihm aufzutauchen; er murmelt: „Seht den

schönen weiblichen Kopf, mit schwarzen Locken, in prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrunde." Zu halber Besinnung flüchtig erwacht, spinnt er die Vorstellungen seiner Träume weiter: „Friedrich, gib mir die Mappe da mit den Zeichnungen." Eine Mappe ist nicht da, so will Friedrich ein Buch reichen. „Nicht dies Buch, sondern die Mappe." Friedrich erklärt, eine Mappe sei nicht vorhanden. „Nun, so war's wohl ein Gespenst", sagt Goethe; er meint damit das von einem früheren Eindruck im Auge zurückgebliebene subjektive Bild. Er fragt nach der Zeit. Es ist zehn Uhr; Goethe fordert sein Frühstück. Man bringt kleingeschnittenes kaltes Geflügel, von dem Goethe einige Stückchen zu sich nimmt. Er möchte trinken; doch nach kurzem Schluck setzt er das Glas ab: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan?" Er bestellt für Mittag ein bestimmtes Gericht und wünscht, daß am nächsten Sonnabend Dr. Vogel, der ständige Tischgast dieses Tages, seine Lieblingsspeise finde. Von John und Friedrich läßt er sich ein letztes Mal aufrichten; aber er schwankt und sinkt in den Sessel zurück: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen", spricht er zu Ottilie. Und dann sein letztes Wort: „Öffnet doch den Fensterladen, damit mehr Licht hereinkomme." In Besinnungslosigkeit zurückgefallen, hebt er wie träumend die rechte Hand, der Mittelfinger scheint in der Luft Buchstaben zu malen, die Hand sinkt tiefer und tiefer, und der Finger fährt fort, auf der Kniedecke zu schreiben. Zur Rechten des Sessels steht Coudray: er sieht mit Schrecken, wie die Finger der Hände sich blau färben, er hebt den Augenschirm hinweg und sieht Goethes Auge gebrochen. Immer schwächer wird Goethe, und immer schwerer geht sein Atem, er drückt sich bequem in die linke Seite seines Sessels: er stirbt. Es ist 11½ Uhr.

Schon früh hat man begonnen, Goethes letztes Wort (daß es wirklich das letzte war, bezeugen Coudray in seinen unmittelbar nach Goethes Tode verfaßten Aufzeichnungen und der Kanzler v. Müller zu bedeutungschwerem Symbol für des Dichters ganzes Leben umzudeuten: „Mehr Licht!" Solche Vergeistigung lag nahe;

sie war nicht unberechtigt. Denn auch der karge Schein des trüben Vorfrühlingstages war jener heiligen Sonne entflossen, der Goethes Auge, weil es selbst sonnenhaft war, auch noch im Brechen zu begegnen strebte, auch er eine Wirkung ewiger Gott-Natur, in deren Schoß sein Göttliches zurückzukehren sich anschickte.
Im Vorraum zu Goethes Arbeitszimmer stand und steht noch heute eine hohe Uhr. Sie war vorzeiten im Flur des väterlichen Hauses aufgestellt gewesen; ihr Gang und Schlag hatte die Stunden des Knaben und Jünglings bezeichnet. Er hatte den vertrauten Klang wieder vernommen, als er nach langen Jahren, ein Mann auf der Höhe des Lebens und Ruhmes, in stiller Nacht an dem alten Hause vorübergeschritten war; ein fürstlicher Freund hatte dann das werte Erbstück erworben und dem Dichter als Geburtstagsgabe dargebracht. Nun, in seiner Sterbestunde, hält Ottilie die Zeiger an: nun weisen sie noch immer auf jene Stunde. Die Zeit ist aufgehoben in diesen geweihten Räumen, die Goethes Leben und Goethes Tod gesehen haben: hier weht fühlbar der Hauch der Ewigkeit.

*

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der irdschen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Gesungen bei Goethes Bestattung




Weimar 1832
23. März
n. d. N. gez. v. Heinrich Matthaei

GOETHE

IM INSEL-VERLAG

Was wär ich ohne dich, Freund Publikum?
All mein Empfinden Selbstgespräch
All meine Freude stumm.

I. Gesamtausgaben der Werke

Goethe: Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 260.—

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben, die Goethes ungeheures Lebenswerk auf rund 15000 Seiten ausbreitet. Einer der wesentlichsten inneren Vorzüge dieser Ausgabe ist ihre Anordnung: die einzelnen Werke sind nach ihrer Zugehörigkeit in Gruppen geteilt, innerhalb dieser aber wieder zeitlich geordnet, ferner sind im Gegensatz zu anderen Ausgaben, die nur die Lesarten verzeichnen, die wichtigsten Werke in den verschiedenen Fassungen wiedergegeben. So wurde der Faust in dreierlei Gestalt, der Werther von 1774 neben der völligen Umgestaltung von 1787, Wilhelm Meisters theatralische Sendung neben den Lehrjahren, die Stella aus dem Jahre 1776 neben der späteren Bearbeitung aufgenommen. Die Naturwissenschaftlichen Schriften werden in einer den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragenden reichen Auswahl geboten, vor allem mit den zur Farbenlehre gehörigen 48 meist farbigen Tafeln.

Die Bände sind auch einzeln ohne Bandbezeichnung unter folgenden Titeln erhältlich:

I. Romane und Novellen I. In Leinen M 10.—
II. Romane und Novellen II (Wilhelm Meister). In Leinen M 9.—
III. Autobiographische Schriften I (Dichtung und Wahrheit). In Leinen M 8.—
IV. Autobiographische Schriften II. In Leinen M 8.—
V. Autobiographische Schriften III. In Leinen M 9.—
VI. Dramatische Dichtungen I (Faust). In Leinen M 6.—
VII. Dramatische Dichtungen II (vor der italienischen Reise entstanden). In Leinen M 9.—
VIII. Dramatische Dichtungen III (nach der italienischen Reise entstanden). In Leinen M 10.—
IX. Kunstschriften I. In Leinen M 9.—
X. Kunstschriften II. In Leinen M 9.—
XI. Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M 9.—
XII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte I. In Leinen M 9.—
XIII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte II. In Leinen M 9.—

XIV/XV. Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. 2 Bände. In Leinen M 12.—

XVI/XVII. Naturwissenschaftliche Schriften. 2 Bände. In Leinen M 24.—

In gleicher Ausstattung erschienen die in den Abteilungen III und IV aufgeführten Briefe, Tagebücher und Gespräche (4 Bände), so daß Goethes Lebenswerk in einer einheitlichen Ausgabe von insgesamt 21 Bänden vorliegt.

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—

Diese Ausgabe, die unter dem Namen „Der Volksgoethe" berühmt geworden ist, umfaßt:

I. Gedichte. Faust. – II. Dramen. – III. Romane. Novellen. Epische Dichtungen. – IV. Wilhelm Meister. – V. Dichtung und Wahrheit. – VI. Vermischte Schriften.

II. Einzelausgaben der Werke

(Dünndruckausgaben, mit Ausnahme der Gedicht-Auswahl und der Liebesgedichte.)

Dichtung und Wahrheit. In Leinen M 8.—

Farbenlehre. Vollständige Ausgabe. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von Gunther Ipsen. In Leinen M 12.—

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen M 4.—; in Leder M 7.50

Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. 2 Bände. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 3.50

Italienische Reise. In Leinen M 6.—

Liebesgedichte. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Pappband M 3.—

Naturwissenschaftliche Schriften. Mit vielen Abbildungen und 32 farbigen Bildtafeln. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Leder M 34.—

West-östlicher Divan. In Leinen M 3.50

Wilhelm Meister. (Lehr- und Wanderjahre, Wilhelm Meisters Theatralische Sendung.) In Leinen M 9.—

III. Goethes Briefe

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 32.—
Leitgedanke dieser umfangreichen Auswahl war, alle dichterisch und menschlich bedeutsamen Äußerungen Goethes zu bringen, sowie alles, was bezeichnend ist für seine Anschauungen über Kunst und Leben, Gott und Welt. Über 1000 Briefe an die wichtigsten der Persönlichkeiten, die mit Goethe im Briefwechsel gestanden haben, und über 800 Tagebuch-Eintragungen sind hier zusammengestellt.

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. In Leinen M 3.50

Briefe an Charlotte von Stein. Nach den Handschriften neu herausgegeben von Julius Petersen. Vier Bände. In Leinen M 14.—

Goethes Briefe an Frau von Stein. In Auswahl herausgegeben von Julius Petersen. Mit 6 Silhouetten. In Leinen M 3.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50
Erst diese Ausgabe ermöglicht es uns, das dämonische Kind Bettina, ein Rätselwesen wie Mignon, in seinem wahren Verhältnis zu Goethe zu sehen. Die umfangreiche Einleitung folgt vorsichtig deutend dem Lebensweg Bettinas, schildert die Beziehungen zwischen dem Dichter und seiner „kleinen Freundin" und zeichnet die Hintergründe zu diesem wechselvollen Spiel.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. In Leinen M 7.—
Der Briefwechsel mit Marianne von Willemer, der Suleika des West-östlichen Divans, ist nicht nur der einzig vollständig erhaltene, den Goethe mit einer geliebten Frau geführt hat, er ist auch durch die bezwingende Anmut von Mariannes Persönlichkeit von höchstem Reiz. Nach langem Fehlen liegt das Buch nunmehr in neuer, mustergültiger Bearbeitung durch Max Hecker vor.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Max Hecker. Drei Bände. In Leinen M 18.—



August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe. Herausgegeben von Josef Körner und Ernst Wieneke. In Leinen M 8.—

IV. Goethes Gespräche

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—
Aus der vollständigen fünfbändigen Sammlung von Goethes Gesprächen ist diese Gestalt und Wesen des Dichters spiegelnde Auswahl zusammengestellt, in der auf 750 Seiten die lebendigste und anschaulichste Goethebiographie geschaffen wurde, die sich denken läßt.

V. Goethes Handzeichnungen

Dreißig Handzeichnungen Goethes. In Originalgröße durch mehrfarbigen Lichtdruck wiedergegeben. Einmalige Auflage von 300 Exemplaren. Die Blätter in Passepartout, das Ganze in Leinenmappe. Subskriptionspreis M 225.—
Zum ersten Male seit der Erschließung des Goethischen Nachlasses vor 45 Jahren wird in originalgetreuen Faksimiles eine Reihe von Handzeichnungen des Dichters vorgelegt, die sein künstlerisches Schaffen von der Jugend bis ins Alter begleiten. Nicht Goethe, der Schüler von Zeichenmeistern, spricht aus den dreißig Blättern zur Nachwelt, sondern Goethe, der große Dilettant, der die Elemente der Kunst trotz mehrfacher Anläufe nicht voll eroberte, doch mit der Leidenschaft des Auges die Natur erfaßte, um bei aller Gebundenheit an die Sehweite seines Jahrhunderts diese ebensooft überraschend zu überfliegen. In solchem Sinne bietet die Mappe die künstlerisch stärksten Blätter aus Goethes Hinterlassenschaft.

VI. Goethe-Literatur

Eugen Kühnemann: Goethe. Zwei starke Bände. In Leinen M 24.—
Dieses zweibändige Werk, die Frucht der Denkarbeit von drei Jahrzehnten, stellt den Faust in den Mittelpunkt des Goethe'schen Lebens und entwickelt es an der Hand dieser unserer größten Dichtung. Es ist das Werk eines leidenschaftlich ergriffenen Menschen, eines Mannes, der, auf der Höhe eines reichen Lebens und fruchtbaren Wirkens stehend, jung geblieben ist und aus einer großen Liebe zu uns allen spricht.

Franz Landsberger: Die Kunst der Goethezeit. Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.—
Dieses zum Goethejahr 1932 erschienene Buch ist die erste wirkliche Kunstgeschichte dieser Zeit. Aus der Aschenbrödelrolle herausgenommen, die sie bisher in der Kunstgeschichte spielte, stellt sich uns hier die Kunst der Goethezeit als eine abgeschlossene, der Vergangenheit wie dem Kommenden gegenüber klar abgegrenzte Kunstepoche dar.

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben von Hans Wahl. In Leinen M 6.50
Wie sah Goethe aus? Noch nie ist auf diese Frage eine so gründliche und umfassende Antwort gegeben worden, wie in diesem Buche, das zugleich die erwünschteste Ergänzung aller Goethebiographieen ist.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bisher erschienen neun Bände mit vielen Bildtafeln. In Halbleinen Band 1—9 zum Gesamtpreis von M 45.—

Hans Wahl: Die Dornburger Schlösser. Mit 17 Abbildungen. In Pappband M 3.—

Oskar Walzel: Vom Geistesleben alter und neuer Zeit. Gesammelte Aufsätze. Zweite, vermehrte Auflage. In Halbleinen M 8.—
Darin: Die künstlerische Form des jungen Goethe und der deutschen Romantik. – Goethe und das Problem der Faustischen Natur. – Goethes „Wahlverwandtschaften" im Rahmen ihrer Zeit.

VII. Goethe in der Insel-Bücherei
(Jeder Band 90 Pfennig)

Chronik von Goethes Leben. Zusammengestellt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. (Nr. 415)
Diese Aneinanderreihung der wichtigsten Daten und Tatsachen des Goethe'schen Lebens ist das getreueste Spiegelbild seiner körperlichen und geistigen Existenz und seiner Umwelt. Ehrfürchtig durchmessen wir in diesen Kolumnen die erstaunliche Weite und Breite seines Lebensweges.

Emerson: Natur. (Mit Goethes Hymnus an die Natur.) (Nr. 72)

Faust in ursprünglicher Gestalt: Der Urfaust. (Nr. 61)

Goethe über seinen Faust. (Nr. 44)

Geschichte Gottfrieds von Berlichingen: „Der Urgötz". (Nr. 160)

Hermann und Dorothea. (Nr. 363)



Novelle. Mit 36 Zeichnungen von Bernhard Hasler. (Nr. 296)

Die Metamorphose der Pflanzen. (Nr. 380)

Goethes Briefe an Auguste zu Stolberg. (Nr. 10)

Goethes Lili in ihren Briefen. (Nr. 255)

Henrich Stillings Jugend. Von Goethe bearbeitet und herausgegeben. (Nr. 248)

Karl Friedrich Zelters Reisebriefe an Goethe. (Nr. 244)

Goethe-Lieder von Franz Schubert. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Herausgegeben von Max Friedländer. (Nr. 284)

Emerson: On Nature, with Goethe's „Natur". (Pandora Nr. 4)

VIII. Goethekreis und Goethezeit

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Sechste Auflage. In Leinen M 10.—

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—

Bettina von Arnim: Die Günderode. Eingeleitet von Heinz Amelung. In Leinen M 6.—

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Neue Ausgabe. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.—

Clemens Brentano: Frühlingskranz. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. In Leinen M 6.—

Carolinens Leben in ihren Briefen. Eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.—
„Sie ist nicht bloß eine Meisterin, sondern wirklich ein Genie im Briefschreiben" – so hat Kuno Fischer von den Briefen Carolinens gesagt, die zwei bedeutenden Männern, August Wilhelm Schlegel und Schelling, vermählt gewesen ist.

Chodowiecki: Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der Akademie der Künste zu Berlin. In Pappband M 15.—

Joseph von Eichendorff: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. In zwei Bänden. In Leinen M 7.50

Johann Georg Hamann: Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Widmaier. In Halbpergament M 6.—

Die Brautbriefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt. Herausgegeben von Albert Leitzmann. In Leinen M 7.—



Wilhelm von Humboldt: Briefe an eine Freundin (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. In Leinen M 3.50

Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—

Briefe Heinrich von Kleists. Herausgegeben von Friedrich Michael. In Leinen M 3.50

Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50

Romain Rolland: Beethovens Meisterjahre (von der Eroica bis zur Appassionata). Aus dem Französischen übertragen von Th. Mutzenbecher. Mit 29 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—

Philipp Otto Runge: Sein Leben und sein Werk. Von Paul Ferdinand Schmidt. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 80.—

Arthur Schurig: Wolfgang Amade Mozart. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. In Leinen M 18.—

Wackenroder und Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Mit einer Einleitung von Oskar Walzel. In Leinen M 3.50

Joachim Winckelmann: Kleine Schriften und Briefe. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Leinen M 12.—

IX. Liebhaber-Ausgaben

Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Dramatisiert von J. W. Goethe. Mit Lithographien von Werner Schmidt. 220 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Pappband M 15.—

Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern und einer Rödelstudie von Chodowiecki. In Pappband M 6.—; in Halbleder M 8.—

Stella. Ein Schauspiel für Liebende. In der ursprünglichen Fassung. Gedruckt als vierter Druck der Staatlichen Akademie für Buchgewerbe und Graphik zu Leipzig in 320 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier. In Halbpergament M 20.—; in Lederhandband M 35.—



Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.—; in Leder M 80.—

Es ist Goethes eigener Plan gewesen, eine illustrierte Ausgabe seiner „Italienischen Reise" zu veranstalten, worein die reiche zeichnerische Ernte jener Jahre aufgenommen werden sollte, sowohl was er selbst skizziert und ausgeführt, als was er von der Hand der Freunde und Kunstgenossen gesammelt und heimgebracht hatte. Dieser Plan, der einst an den Schwierigkeiten der technischen Reproduktion gescheitert ist, konnte erst in der Gegenwart mit den vollendeten Mitteln des Lichtdrucks ausgeführt werden.

Katalog der Sammlung Kippenberg. (Goethe. Faust. Alt-Weimar.) Zweite Ausgabe. Mit 73 Lichtdrucktafeln und Faksimiles. 600 numerierte Exemplare. Zwei Bände und ein Registerband. In Halbleder M 120.—

Dieser Katalog der größten Goethe-Sammlung, die sich in privatem Besitz befindet, erschließt die Welt Goethes in einer Fülle und Breite, wie sie an ein und derselben Stelle nirgends wieder anzutreffen ist. Drei Bände umfassen an Büchern, Handschriften, Kunstblättern, Plastiken und Silhouetten das Ganze der Goethe'schen Existenz.

X. Vergriffene Ausgaben

Goethe: Annette. Faksimile-Wiedergabe der 1767 von Ernst Wolfgang Behrisch geschriebenen Liedersammlung des Leipziger Studenten J. W. Goethe. Hergestellt in den Werkstätten der Staatlichen Akademie zu Leipzig. Einmalige Auflage in 300 numerierten Exemplaren. 1923.

Goethe: Das römische Carneval. Nachbildung der Originalausgabe, Weimar und Gotha 1789, in 250 numerierten Exemplaren. Mit gestochenem Titel, den 20 illuminierten Tafeln und dem Originalumschlag. 1905.

Goethe: Römische Elegien. Faksimile-Ausgabe der Handschrift aus dem Goethe-Schiller-Archiv. Mit einem beigefügten Nachwort von Max Hecker. Einmalige Auflage in 240 Exemplaren. 1920.

Goethe: Faust. Eine Tragödie. Mit siebzehn Lichtdrucktafeln nach den Lithographien von Eugène Delacroix. Einmalige Auflage. 615 Exemplare, davon Nr. 1–100 auf van-Gelder-Büttenpapier. 1912.

Goethe: West-östlicher Divan. Textrevision von Max Hecker. Gedruckt nach Angaben und mit Zeichnungen von Marcus Behmer in einer einmaligen Auflage von 1300 Exemplaren; davon 100 numerierte Exemplare auf Japanpapier. 1910.

Goethe: Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, Bey Bernhard Christoph Breitkopf & Sohn. 1770. Lithographische Nachbildung der Originalausgabe in 300 Exemplaren, mit einem Nachwort von Albert Köster. 1906.

Goethe: Die neue Melusine. Mit acht Lithographien von W. Harwerth. Gedruckt als zweiter Druck der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig in 350 Exemplaren. 1922.

Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. Erster Theil – Zweyter Theil. Leipzig 1774, in der Weygandschen Buchhandlung. Faksimile-Neudruck in 500 numerierten Exemplaren. Titel-Vignette in Kupferdruck. 1907.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern und sechs Lichtdrucktafeln nach Handzeichnungen von Chodowiecki. 400 numerierte Exemplare. In Nr. 1–25 erfolgte der Druck der Kupferstiche von den unverstählten Platten. 1910.

Goethe: Hermann und Dorothea. Mit Titel und Initialen von F. W. Kleukens. Zweiter Druck der Ernst-Ludwig-Presse. Druck in Schwarz, Grün und Gold. 200 Exemplare, davon 20 auf Japanpapier. 1908.

Goethe: Gott und Welt. Einundzwanzigster Druck der Ernst-Ludwig-Presse. 100 Exemplare, davon 30 auf Japan. 1913.

Die Natur. Ein Hymnus von Goethe. Druck der Ernst-Ludwig-Presse. Erster Druck als Frühlingsgeschenk des Insel-Verlages in 120 Exemplaren, davon 20 auf Japan; zweiter Druck in 100 Exemplaren, davon 20 auf Japan. 1910 und 1911.

Goethe: Trilogie der Leidenschaft. Druck der Ernst-Ludwig-Presse. 300 Exemplare, davon 50 auf Japan. 1912.

Goethe: Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein vom September 1806 bis dahin 1807. Der Prinzeß Caroline von Weimar unterthänigst gewidmet von Goethe. Farbige Faksimile-Wiedergabe in 400 numerierten Exemplaren. Mit einem Nachwort von Hans Wahl. 1927.

Der junge Goethe. Begründet von Salomon Hirzel. Neu herausgegeben von Max Morris. Sechs Bände mit 45 Lichtdrucktafeln. 1909–1912.



Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Albert Leitzmann. Drei Bände. 1912.

Musen-Almanach für 1797, herausgegeben von Schiller. Mit dem Titelkupfer, den sämtlichen Musikbeilagen und dem Originalumschlag. Neudruck in 300 numerierten Exemplaren. Mit einem gesondert beigefügten Geleitwort von Hanns Holzschuher. 1907.

Corona Schröter: Fünfundzwanzig Lieder, in Musik gesetzt. Weimar 1786. Faksimile-Neudruck mit einem Nachwort von Leopold Schmidt. 225 numerierte Exemplare. 1907.

Carl Schüddekopf: Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Mit sechs Faksimiles und Lichtdrucken. 1907.

Waldemar von Wasielewski: Goethes meteorologische Studien. Mit neun Tafeln in Lichtdruck. 1910.

Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Große Ausgabe des Führers, im Auftrag der Direktion bearbeitet von M. Schuette. Mit 32 Grundrissen und 26 Bildertafeln. 1910.

Johann Heinrich Merck: Schriften und Briefwechsel. In Auswahl herausgegeben von Kurt Wolff. Mit einem Porträt Mercks in Lichtdruck und Faksimiles. Zwei Bände. 1909.

Johann Heinrich Merck: Briefe an die Herzogin-Mutter Anna Amalia und an den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar. Zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Hans Gerhard Gräf. 1911.

Rodolphe Töpffer: La Bibliothèque de mon oncle. Faksimile-Ausgabe des vom Verfasser an Goethe gesandten Widmungsexemplares mit zahlreichen Federzeichnungen. Mit einem beigefügten Nachwort von Walther Vulpius. Einmalige Auflage von 800 Exemplaren. 1923.

Weimar in den Befreiungskriegen. Drei Teile. 1911–1913.

Erster Teil: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806–1813. Von Kanzler Friedrich von Müller. Mit dem Bildnis Friedrich v. Müllers.

Zweiter Teil: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806–1813. Aus Aktenstücken und Originalbriefen einiger deutscher Männer. Mit dem Bildnis Joh. Falks.

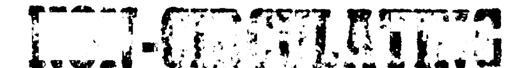
Dritter Teil: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen. 1806–1815. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Mit zahlreichen Abbildungen.

INHALT

DIE BILDER

★

Die Originale der abgebildeten vier Handzeichnungen Goethes befinden sich im Goethe-Nationalmuseum, Weimar, die der anderen Abbildungen in der Sammlung Kippenberg, Leipzig.



Der Almanach wurde herausgegeben von A. Kippenberg.

Zeichnung des Umschlags von F. H. Ehmcke; Druck des Textes durch Poeschel & Trepte, der Bilder durch Fr. Richter in Leipzig.



DATE DUE			

